

*Aus der Psychosomatischen Klinik der Universität Heidelberg
(Direktor: Professor Dr. A. Mitscherlich)*

HELMUT THOMÄ, HEIDELBERG

DIE NEO-PSYCHOANALYSE SCHULTZ-HENCKES

*Eine historische und kritische Betrachtung**

Inhalt

Einleitung

I. Kapitel: Die Entwicklung der neo-psychoanalytischen Gruppe

- A. Von den Anfängen bis 1934
- B. Von 1934 bis 1945
- C. Von 1945 bis 1953

II. Kapitel: Psychoanalyse und Neo-Psychoanalyse

- A. Übertragung und Widerstand
- B. Verdrängung und Hemmung
- C. Hemmung und Gehemmtheit
- D. Das Antriebserleben und seine Hemmung
- E. Das Hemmende am Vorgang der Hemmung
- F. Das Unbewußte und die Haltung

III. Kapitel: Die Neo-Psychoanalyse seit 1953

Einleitung

Seit *Fenichel* (1929) vor über 30 Jahren eine kritische Besprechung des Buches von *Schultz-Hencke* „Einführung in die Psychoanalyse“ (1927) veröffentlichte, wurde von psychoanalytischer Seite keine größere Arbeit über jene Neurosentheorie publiziert, die von *Schultz-Hencke* ab 1934 Desmologie und nach dem Ende des zweiten Weltkrieges Neo-Psychoanalyse genannt wurde. Die Welt weiß, warum in Deutschland psychoanalytische Publikationen nach 1933 aufhörten und vergleichende Darstellungen über die Entfaltung der psychoanalytischen Theorie und Technik unmöglich wurden. Die Entwicklung der Psychoanalyse vollzog sich nach 1933 dort, wo die größere Zahl der Zuflucht suchenden Analytiker Arbeitsmöglichkeiten gefunden hatte: in den anglo-amerikanischen Ländern. Unter den jüdischen Wissenschaftlern, die ihr Leben in Sicherheit bringen konnten, befanden sich die bedeutendsten Theoretiker und Systematiker der Psychoanalyse.

* Diese Arbeit entstand während eines Studienjahres am Psychoanalytischen Institut in London, das durch eine Fellowship des „Foundations' Fund for Research in Psychiatry“ ermöglicht wurde (Grant T 60/159).

Autoren wie *Boehm* und *Müller-Braunschweig*, die in Berlin geblieben waren, konnten *Freuds* Ansichten nicht mehr öffentlich vertreten. Die psychoanalytische Terminologie war verpönt. Bei zunehmender Einengung durch das Regime und Isolierung von der Entwicklung der Psychoanalyse in der freien Welt fehlten die Voraussetzungen, um die Beziehungen zwischen der „Desmologie“ und „Desmolyse“ *Schultz-Henckes* und der psychoanalytischen Theorie und Technik untersuchen zu können.

Nachdem *Schultz-Hencke* nach dem Kriege die Desmolyse in „Neo-Psychoanalyse“ umbenannt hatte, kamen wissenschaftliche Differenzen zutage, die nun auch zwischen Psychoanalytikern und Neo-Psychoanalytikern diskutiert wurden. Davon ist jedoch wenig an die Öffentlichkeit gedrungen. *Müller-Braunschweig* hat als Exponent einer Gruppe von Psychoanalytikern in einer Broschüre „Streifzüge durch die Psychoanalyse“ kurz zur Neo-Psychoanalyse Stellung genommen.

Anläßlich des ersten Internationalen Psychoanalytiker-Kongresses nach dem Kriege in Zürich 1949 hielt er einen Vortrag über die Neo-Psychoanalyse *Schultz-Henckes*. Die englische Zusammenfassung dieses Referates ist ziemlich unbekannt geblieben. *Schultz-Hencke* selbst war ungleich produktiver und veröffentlichte mehrere systematische Darstellungen der Neo-Psychoanalyse, so „Der gehemmte Mensch“ (1940), „Lehrbuch der Traumanalyse“ (1949) und „Lehrbuch der analytischen Psychotherapie“ (1951). Ferner unternahm er eine neo-psychoanalytische Interpretation der Schizophrenie in seinem Buch „Das Problem der Schizophrenie“ (1952).

Eine Kritik der Neo-Psychoanalyse von psychoanalytischer Seite hätte bei der Lage der Dinge nur aus Deutschland selbst kommen können. Denn die ausgewanderten Psychoanalytiker hatten wenig Grund, auf wissenschaftliche Differenzen zurückzublicken, die für sie einen recht lokalen Charakter haben mußten. Tatsächlich ist die Psychoanalyse *Schultz-Henckes* auch heute in England und Amerika kaum bekannt; z. B. ist in *Munroes* Buch „Schools of Psychoanalytic Thought“ der Name *Schultz-Henckes* überhaupt nicht erwähnt.

Von den nach dem Kriege in Berlin noch ansässigen Psychoanalytikern, die in der Behandlungstechnik und Neurosentheorie *Schultz-Henckes* keine Weiterentwicklung der Psychoanalyse erblickten, erreichte keiner dessen publizistische Aktivität. Außerdem war diese zahlenmäßig kleine Gruppe, die sich 1950 in der „Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung“ selbständig machte, zunächst vom Aufbau des „Berliner Psychoanalytischen Instituts“ voll und ganz in Anspruch genommen.

Inzwischen ist eine jüngere Generation von Psychoanalytikern und Neo-Psychoanalytikern herangewachsen, und der Abstand von den Diskussio-

nen, die 1950 zur Trennung der Gruppen führte, schafft eine günstige Perspektive für eine kritische Darstellung. Persönliche Spannungen, die sachliche Differenzen verstärkten, fallen heute weg. *Böhm*, *Müller-Braunschweig* und *Schultz-Hencke* sind tot. Die Voraussetzungen für eine sachliche Kritik der Neo-Psychoanalyse sind heute auch deshalb viel günstiger als früher, weil die Nachkriegsgeneration von der Entwicklung der Psychoanalyse außerhalb Deutschlands Kenntnis nehmen konnte.

Nach dem Kriege erschien *Schultz-Hencke* innerhalb Deutschlands als *der* Interpret der Psychoanalyse; seine Bücher vermittelten den Eindruck, als sei die Psychoanalyse durch die neo-psychoanalytische Neurosenlehre in eine verbindliche Form gebracht und weiterentwickelt worden. Zweifellos ist die Verbreitung der Theorien *Schultz-Henckes* durch die Vertreibung der führenden Psychoanalytiker aus Deutschland und Österreich und das offizielle Verbot der Psychoanalyse indirekt gefördert worden. *Schultz-Henckes* Richtung war im Dritten Reich insofern in einer günstigeren Lage, als *Schultz-Hencke* auf Grund seiner schon vor 1933 veränderten Terminologie in seiner Lehrfreiheit nicht behindert war. Diese hinsichtlich seiner Person unpolitische Begünstigung hätte aber vermutlich kaum zur Bildung einer neuen Gruppe geführt, wenn nicht zwei Bedingungen erfüllt gewesen wären: *Schultz-Henckes* besondere Eigenschaften als Lehrer und die Zerstörung der Psychoanalyse in Deutschland nach 1933. Mit diesen Hinweisen habe ich bereits Ergebnisse meiner Überlegungen vorweggenommen, die ich später näher ausführen werde.

Folgende Gliederung der Arbeit erschien zweckmäßig: Im ersten Kapitel wird die Entwicklung der Neo-Psychoanalyse beschrieben. Es sollen vor allem jene historischen und psychologischen Faktoren erfaßt werden, die für die Bildung dieser Gruppe verantwortlich zu machen sind. Im zweiten Kapitel wird *Schultz-Henckes* Neurosen-Theorie mit der Psychoanalyse verglichen. Das dritte Kapitel führt über die Darstellung der Entwicklung seit *Schultz-Henckes* Tod zu einem Ausblick auf die unmittelbare Gegenwart.

Eine historische Betrachtung ist jedoch nicht möglich, ohne den Leser mit einigen Grundbegriffen *Schultz-Henckes* bekannt zu machen. Auch der psychotherapeutische „Zeitgeist“ während der verschiedenen Phasen der Neo-Psychoanalyse muß berücksichtigt werden. Es wurde versucht, jedem Kapitel eine gewisse Geschlossenheit zu geben; der mit der Theorie nicht vertraute Leser wird jedoch gut daran tun, sich zunächst im zweiten Kapitel über diese zu informieren. Der Ausblick des dritten Kapitels setzt eine gewisse Sachkenntnis voraus, die in den ersten beiden Kapiteln zu geben versucht wird.

I. KAPITEL

Die Entwicklung der neo-psychoanalytischen Gruppe

A. Von den Anfängen bis 1934

Aus einem Vorwort (1951, S. V) wissen wir von *Schultz-Hencke* selbst, daß sein Interesse für die Psychoanalyse im Jahre 1913 geweckt wurde. An anderer Stelle berichtete er, daß er seinerzeit erstmals eine Arbeit *Freuds* las. „Es war die Arbeit über den Versuch, die *Angsthysterie* aus der Gruppe der Hysterien überhaupt herauszulösen.“ (1952, S. IX.) Vermutlich handelte es sich um *Freuds* Arbeit „Über die Berechtigung, von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als Angstneurose abzugrenzen“. Als Einundzwanzigjähriger beschloß *Schultz-Hencke*¹ (1914), ange-regt durch ein Gespräch mit dem etwa gleichaltrigen *S. Bernfeld*, eines Tages die Schizophrenie im *Freudschen* Sinne aufzuhellen (1951, S. V). Im Korrespondenzblatt der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung wird *Schultz-Hencke* erstmals 1923 genannt. Auf einer Sitzung des Berliner Psychoanalytischen Instituts am 13. Februar 1923, bei welcher zehn kurze Mitteilungen abgegeben wurden, machte *Schultz-Hencke* Bemerkungen zur Psychoanalyse des Errötens (Intern. Zschr. Psychoanalyse 9, 1923, 241).

Am 25. Februar 1925 sprach *Schultz-Hencke* als Gast — und vermutlich als Ausbildungskandidat — vor der „Berliner Psychoanalytischen Vereinigung“, die am 24. April 1926 in „Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft“ umbenannt wurde, über die Analyse einer Depression (Intern. Zschr. Psychoanal. 11 [1925], 250). Ab 1927 wird *Schultz-Hencke* als außerordentliches, ab 1929 als ordentliches Mitglied in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse geführt (13 [1927], 133; 15 [1929], 385). 1928 hielt er erstmals ein Seminar über eine *Freud-Schrift* — „Das Ich und das Es“ — ab (Intern. Zschr. Psychoanal. 14 [1928], 426). Jenes Wort, das später einen so bevorzugten Platz in *Schultz-Henckes* Vokabular einnehmen sollte, taucht erstmals 1929 im Titel eines siebenstündigen Seminars auf: „Die Hemmung im Gefüge der Neurose“ (Intern. Zschr. Psychoanal. 15 [1929], 368).

Seine frühen Arbeiten zeigen *Schultz-Hencke* als einen beredten und theoretisch interessierten Autor, der sich entschieden gegen landläufige Mißverständnisse und ungerechtfertigte Kritik der Psychoanalyse wandte. So wies er den Vorwurf des Pan-Sexualismus mit den Worten zurück: „*Freuds* Begriff der Sexualität ist immer wieder mißverstanden worden, nämlich im Sinn der landläufigen Beziehung auf das Genitale und seine körperliche und seelische *engste* Umgebung. Dagegen ist hier noch einmal ausdrücklich

¹ *Harald Schultz-Hencke*, geb. 18. August 1892, gest. 23. Mai 1953.

zu betonen, daß Freud ... seinen Begriff der Sexualität neu definiert; d. h., er verwendet ihn im *erweiterten* Sinn.“ (1928, S. 249, vom Autor hervorgehoben.) *Schultz-Henckes* Replik — „Ist die Psychoanalyse ein Dogma?“ (1931) — gegen *Bumkes* Königsberger Vortrag mag als Beispiel dafür gelten, daß sich *Schultz-Hencke* in jenen Jahren nicht scheute, den Fehdehandschuh aufzugreifen und für seine psychoanalytische Überzeugung mit guten Argumenten zu streiten.

Fast alle frühen Arbeiten *Schultz-Henckes* erschienen in der „Allgemeinen ärztlichen Zeitschrift für Psychotherapie und psychische Hygiene“, die vom 3. Jahrgang an in „Zentralblatt für Psychotherapie“ umbenannt wurde. Diese Zeitschrift war das Organ der „Allgemeinen ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie“, die 1928 anlässlich eines Kongresses in Baden-Baden gegründet wurde und übernational war. Die „Allgemeinen ärztlichen Kongresse für Psychotherapie“ hatten in jenen Jahren ein hohes Niveau (*K. Horney* über den ersten Kongreß dieser Art im April 1926 in Baden-Baden, Intern. Zschr. Psychoanal. 12 [1926], 578). So wurden in Bad Nauheim (1927) ausgezeichnete Referate gehalten (*P. Schilder* über „Theorie der Psychoanalyse“; *E. Simmel* über „Methode und Indikation in der Psychoanalyse“; *K. Goldstein* über „Die Beziehungen der Psychoanalyse zur Biologie“; *F. Deutsch* über „Psychoanalyse und innere Medizin“). *Schultz-Hencke* nahm am Gründungskongreß in Baden-Baden (1928) teil. Eines der Hauptthemen dieses Kongresses war die „Individual-Psychologie“, die durch *F. Künkel*, *L. Seiff* und *E. Wexberg* vertreten war. *Schultz-Hencke* hielt neben *Schilder* ein Hauptreferat. Insgesamt stellte *Schultz-Hencke* fest, daß die individual-psychologischen Begriffe von der umfassenderen Theorie der Psychoanalyse getragen würden. Er sagte zusammenfassend:

„Die Individual-Psychologie stellt einen Ausschnitt aus der Psychoanalyse dar, sie ist enger als diese, besonders sind ihre Vorstellungen von der Herkunft der Symptome zu eng. Was folgt daraus? Mangelnde Beschäftigung mit den ursprünglichen Trieberlebnissen; Überwertung dessen, was sekundär diesen folgt, muß notwendig zu einer Art Abwehrstellung gegenüber jenen Trieberlebnissen führen.“ (1929, S. 40.) So seien individual-psychologische Begriffe wie „Leitlinie“ und das *Künkelsche* Wort vom „Teufelskreis“ tatsächlich, wenn auch z. T. ohne besondere Benennung, von der Psychoanalyse geschildert worden. Die Individual-Psychologie setze das Dasein eines Symptoms voraus und stelle die Analyse auf jenes Phänomen ab, das in der Psychoanalyse als sekundärer Krankheitsgewinn beschrieben werde.

Die Tagung in Baden-Baden ist in mehrfacher Hinsicht erwähnenswert. Es wurde dort, wie gesagt, die übernationale „Allgemeine ärztliche Gesellschaft für Psychotherapie“ gegründet. Die Psychoanalyse war u. a. durch *Deutsch*, *Gerö*, *Hartmann*, *Hitschmann*, *Jokel* in dieser Gesellschaft vertreten, die bald in den Strudel der politischen Ereignisse hineingezogen werden sollte.

Schultz-Hencke zeigte sich mit *Freuds* Kritik der Individual-Psychologie vertraut und gab eine treffende Zusammenfassung der Unterschiede. Eine Linie der späteren Entwicklung der Neo-Psychoanalyse, nämlich *Schultz-Henckes* Bestreben, eine Amalgamierung der verschiedenen psychotherapeutischen Richtungen zu schaffen, deutete sich in Arbeiten „Über die Archetypen“ (1936) und „Das Unbewußte in seiner mehrfachen Bedeutung“ (1940 a) an. In der letzteren Arbeit stützte sich *Schultz-Hencke* besonders auf *Döhls* Darstellungen über das Unbewußte bei *Leibniz*.

Wichtiger als die kritische Auseinandersetzung mit der Individual-Psychologie war, daß *Schultz-Hencke* in Baden-Baden unbemerkt zwei der neo-psychoanalytischen Grundbegriffe konzipiert haben dürfte. Ich meine das „Antriebserleben“ oder kurz den „Antrieb“ und die „Hemmung“. Denn in Baden-Baden hielt *Klages* einen Vortrag über „Die Triebe und der Wille“. *Schultz-Hencke* hat meines Wissens nirgends die Vorgeschichte seiner Begriffe erwähnt, aber es ist unwahrscheinlich, daß er *Klages'* Vortrag weder gehört noch gelesen hat. Der Inhalt des *Klages*schen Vortrages legt die Vermutung nahe, daß *Schultz-Hencke* seine wichtigsten Begriffe (Antrieb und Hemmung) *Freud* und *Klages* entnommen hat. Letzterer wird von *Schultz-Hencke* nur in einem anderen Zusammenhang, nämlich bei der Besprechung von Selbsterhaltung — Selbsthingabe genannt (1951, S. 38, S. 265).

Klages sprach bekanntlich bereits in seinem 1910 erschienenen Buch „Prinzipien der Charakterologie“ von Antrieb.

Wörtlich heißt es im Vortrag von *Klages*:

„Die Sprache kennt Triebe, weil wir Triebantriebe kennen. Zwecks Kennzeichnung dessen, was unter Trieb zu verstehen sei, müssen wir uns auf solche Antriebe besinnen, von denen es niemand bestritte, daß sie Triebantriebe zu heißen verdienen würden. Nun steht über jedem Zweifel dieses fest: wer einen Triebantrieb erlebt, der erlebt unter anderem, daß er, der Träger des Triebes, von dem, was er Trieb nennt, getrieben wird, gleichgültig ob er dem wörtlichen Ausdruck verleiht mit Wendungen wie mich hungert, mich dürstet ...“ (S. 97, vom Autor hervorgehoben.)

Klages unterscheidet Triebkonflikte, wobei ein Antrieb den anderen hemmt, und die eigentliche Hemmung, die von den „Ich-Trieben“ ausgehe (vgl. *H. Binswanger*). Es ist nicht anzunehmen, daß *Klages* die psychoanalytische Einteilung von Trieb- und Strukturkonflikten nicht gekannt hätte. Die Rede von den „Ich-Trieben“ und Formulierungen wie „Trieb-Antriebe der verschiedensten Art entspringen dem Es“ oder „das Ich ist ihnen gegenüber der erleidende Teil“ (*Klages*) klingen jedenfalls psychoanalytisch. Am Rande sei erwähnt, daß diese Ähnlichkeit *Klages* veranlaßte, in einer Fußnote die Priorität gegenüber *Freuds* Ideen in der Schrift „Das Ich und das Es“ zu beanspruchen (a. a. O., S. 105).

Natürlich ist es für eine sachliche Beurteilung der Theorie von *Schultz-Hencke* gleichgültig, ob er in seiner Terminologie von *Klages* beeinflusst wurde oder nicht. Worte wie „Hemmung“ und „Antrieb“ sind Allgemeinut. Wesentlich ist, daß *Schultz-Hencke* in seiner späteren, neo-psychoanalytischen Theorie vor allem Antriebskonflikte kennt, während die Hemmung durch die „Ich-Triebe“ bei ihm theoretisch vernachlässigt wurde. Es wird sich deshalb in der systematischen Darstellung des zweiten Kapitels erweisen, daß die Kritik, die *E. Simmel* seinerzeit an *Klages'* Erklärung der „Hemmung“ von Antrieben übte, erst recht für *Schultz-Hencke* zutrifft. Ein Exkurs in die Kontroverse zwischen *Klages* und dem Psychoanalytiker *E. Simmel* stellt also nur einen scheinbaren Umweg dar. *Klages* spricht den Triebfedern (= Interessen) eine hemmende Kraft auf die Antriebe zu, die sich außerdem selbst gegenseitig hemmen können. So heißt es:

„Triebantriebe können einander stören und folglich hemmen. Halte ich z. B. der Amsel die nahrhaften Körner in der geöffneten Hand entgegen, so streitet in ihr mit der Eßlust die Furcht vor der Menschenhand, und der Vorgang des Aufpickens wird zunächst unterbleiben. Solche Triebkonflikte gibt es im Tierreich viele, und es gibt vollends zahllose Interessenkonflikte im Menschenreich. Die Hemmung aber, die der Steuerkraft des Willens entstammt, ist unbekümmert um das jeweils besondere Ziel des Wollenden eine und immer dieselbe und müßte daher von sämtlichen Triebantrieben selbst dann unterschieden werden, wenn man sie, sei es aus logischem Bedenken, sei es gewissermaßen bequemlichkeitshalber, dem Allgemeinbegriff ‚Antrieb‘ oder ‚Hemm-Antrieb‘ unterzuordnen gedächte. Das Hemmen und *nur* das Hemmen macht nämlich ihr Wesen aus. Wenn die Furcht den Vogel das eine Mal an den Bewegungen des Herzufliegens und Pickens *hindert*, so kann sie das andere Mal die Bewegungen des Fluchtergreifens *veranlassen*. Der Wille kann nie Bewegungen erzeugen, sondern nur anderweitig ablaufende Bewegungen steuern. (Hervorhebungen von *Klages*, a. a. O., S. 104.)

Die Interessen werden von *Klages* auch kurz Ichtriebe genannt (a. a. O., S. 105). Was nun diesen Vortrag von *Klages* in Beziehung zur späteren Neo-Psychoanalyse *Schultz-Henckes* besonders interessant macht, ist dies, daß hier von Hemmung, Steuerung, Antrieb die Rede ist, also von Begriffen, die bei *Schultz-Hencke* eine große Bedeutung haben. Die ichpsychologische Seite der Konflikte wurde jedoch von *Schultz-Hencke* theoretisch unklar gelassen.

In der Diskussion hat *E. Simmel* u. a. erwähnt, daß *Klages'* „Ausführungen über die Willensfunktion als Triebhemmung nicht das Wesentliche der Arbeit ‚Das Ich und das Es‘ treffen, sondern sinngemäß mit Feststellungen *Freuds* zusammenfallen, die vielleicht schon 30 Jahre zurückliegen“.

Eine Eigentümlichkeit *Schultz-Henckes* trägt dazu bei, daß die Ideengeschichte der Neo-Psychoanalyse, also die Herkunft und Verwandtschaft ihrer Begriffe, nicht leicht zu erkennen ist. Er gehört nämlich zu jenen Autoren, die selten zitieren oder die Änderung der Terminologie näher be-

gründen. So wurde meines Wissens nirgendwo erklärt, welcher Vorteil darin besteht, von Hemmung statt von Verdrängung zu sprechen. Andererseits hat weder eine „Einführung“ noch ein „Lehrbuch“ die Aufgabe, Quellenstudium zu ersetzen, und so wird man über das Fehlen von Literaturhinweisen hinwegsehen können, wenn nur die Sache selbst, in diesem Falle die Psychoanalyse, durch *Schultz-Hencke* adäquat interpretiert wurde. In welcher Weise hat *Schultz-Hencke* in seinem repräsentativen Werk dieser frühen Phase, in seiner „Einführung in die Psychoanalyse“ (1927) sein Thema behandelt? Ich glaube, daß *Fenichels* (1929) Besprechung zutreffend war. Ich werde mich deshalb auf diese Rezension stützen und vor allem jene Tendenzen diskutieren, die seinerzeit bereits zu erkennen waren, aber retrospektiv und aus der Kenntnis ihrer späteren Ausbreitung erst richtig eingeschätzt werden können.

Schultz-Hencke hatte sich in der „Einführung“ eine darstellerische Aufgabe gestellt, nämlich das Material so zu ordnen, daß das sachliche Verständnis nicht durch terminologische Schwierigkeiten erschwert wird. Er ging vom *bewußten Erleben* aus. Hier folgte er *Freuds* Methode, die bei den wahrnehmbaren, den bewußten Phänomenen des Denkens und Fühlens beginnt.

Die Bewußtheit ist nach *Freud* der Ausgang unserer Untersuchung (1913 a, S. 271), und sie wird an mehreren Stellen (1923, S. 245 und 1938, S. 147) als Leuchte im Dunkel des Seelenlebens und der Tiefenpsychologie gepriesen. Die unbewußten Vorgänge und die auf dieser Stufe wirksamen seelischen Mechanismen sind dagegen erschlossen. Während nach psychoanalytischer Erfahrung das latente Unbewußte, in topographischer Definition das Vorbewußte, jederzeit bewußtseinsfähig ist und damit relativ leicht zugänglich werden kann, ist das beim dynamischen Unbewußten anders. Bekanntlich wurde auf Grund der Erfahrung des Widerstandes gegen das Assoziieren die Verdrängung erschlossen. Das Verdrängte ist ein Teil des Unbewußten, dem als „System“ bestimmte Eigenschaften zugeschrieben wurden. Die Topographie Bewußtes—Vorbewußtes—Unbewußtes wurde später durch die Strukturtheorie abgelöst und kompliziert. Es war vor allem die Erfahrung des unbewußten Schuldgefühls und der negativen therapeutischen Reaktion, die zur Strukturtheorie führten. Ich muß mich mit diesen Andeutungen begnügen und nun darstellen, in welcher Weise *Schultz-Hencke* seinen Leser in die Psychologie des Unbewußten einführt.

Schultz-Hencke verwendete Worte wie „Unbewußtes“, „Unterbewußtsein“ und „unbewußt“ nur wenig, wie er selbst zu Beginn eines Abschnittes über das Unbewußte sagt (1927, S. 284). Es gehe ihm um die Tatbestände als solche und nicht um die Terminologie. „Wer ohne dieses Wort auskommt, mag es tun. Es wird ihm schwerfallen, einen Fall kurz ohne dieses Wort

darzustellen. Dennoch wird von diesem (terminologischen, Ref.) Gesichtspunkt obiger *Tatbestand* der so bezeichneten Gegebenheiten gar nicht berührt. Es handelt sich hier um Zweckdienlichkeitsfragen der Bezeichnung“ (a. a. O., S. 285). *Schultz-Hencke* bemühte sich, die Wirkung des Unbewußten an den psychopathologischen Phänomenen selbst zu demonstrieren, und *Fenichel* hat ihm zugestimmt, daß die Terminologie weniger wichtig sei. *Fenichels* Rezension wurde an diesem Punkt mit einer redaktionellen Anmerkung versehen, die wahrscheinlich von *Freud* überarbeitet wurde². *Fenichel* stand den Bemühungen *Schultz-Henckes* bei einer „Einführung in die Psychoanalyse“, den Leser nicht durch Nomenklatur zu reizen, sondern ihn durch Beschreibungen der Tatsachen selbst zu gewinnen, mit einer gewissen Sympathie gegenüber. Der Redakteur der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse fand den mit diesem Entgegenkommen verbundenen Preis zu hoch. Es sei bedenklich, so heißt es in der redaktionellen Anmerkung, „eine Wissenschaft von Grund auf in eine neue Terminologie einkleiden zu wollen. Es hat schon seinen Sinn, daß man sich in jeder Erfahrungswissenschaft auf eine einheitliche Kunstsprache festlegt und dabei Bezeichnungen respektiert, die den Dingen und Begriffen ihre Entdecker und Schöpfer gegeben haben ... Man kann gerade als Analytiker das Argument nicht gelten lassen, daß es in der Wissenschaft auf Worte nicht ankomme. Wenn Worte wirklich so belanglos sind, warum geht man dann darauf aus, Worte, eben nur Worte zu modifizieren? ...“ (Anmerkung der Redaktion zu *Fenichel*, 1929, S. 553.)

Tatsächlich wird sich zeigen, daß die Änderung der Worte mehr und mehr zu einer Umgestaltung des Begreifens psychopathologischer Fakten führte, die sich bereits in *Schultz-Henckes* „Einführung“ ankündigte. Der sehr sparsame Gebrauch des Wortes „unbewußt“ ist ein Beispiel. Als „propheta ex eventu“ hat man es nicht schwer, Tendenzen zu erkennen, die eines Tages zur Ablehnung der Libido-Theorie und der Metapsychologie führen sollten. So werden die kindlichen Wunschgebiete von *Schultz-Hencke* folgendermaßen eingeteilt: „1. Orale Wünsche, die irgendwie mit dem Mund (os) zusammenhängen, u. a. mit Saugen und Entwöhnung; 2. intentionale Wünsche, die mit der Gegenstandsfindung, dem Aufbau der „Welt“ etwas zu tun haben; 3. epidermale Wünsche, die das Gebiet der Zärtlichkeit vertreten; hinzu kommen die intestinalen, die sich mit dem Inneren des Leibes und seinen „Gefühlen“ befassen; eine Linie zum „Masochismus“; 4. anale Wünsche, die mit dem after (anus) und Kot zusammenhängen, mit dem, was man hergeben soll und oft hergeben möchte; 5. urethrale Wünsche, die sich auf Harnröhre (urethra) und das Urinieren beziehen, die ebenfalls mit

² Diese Vermutung wird auch von Miss *Anna Freud* geteilt, mit der ich darüber sprach.

dem äußeren Zwang zur Sauberkeit zusammenhängen; 6. manuelle Wünsche, die sich im Spiel zunächst destruktiv-motorisch, dann kompositorisch äußern, zum Teil in Form einer allmählichen Gewöhnung an die zweite Art der Betätigung; eine Linie zum „Sadismus“; 7. genitale Wünsche, die ja wohl am geradlinigsten bezeichnet sind. „Betrachten wir diese Gliederung, so sehen wir, daß sie heterogen aufgebaut ist und daß unser verständliches und berechtigtes Bedürfnis nach Ordnung, Gliederung es ist, das Heterogenes *einlinig* ordnet.“ (Schultz-Hencke, 1927, S. 10.)

Es wird ganz darauf ankommen, was man unter „heterogen“ versteht. Sind epidermale, manuelle und intentionale Wünsche von heterogener Natur? Im Sinne der psychoanalytischen Libido-Theorie handelt es sich hierbei um Bereiche, die hinsichtlich ihrer Zone (z. B. oral), ihres hauptsächlichen *Objektes* (z. B. Nahrung) und der *Handlung* (greifen, kauen) charakterisiert werden können. Durch die Handlung wird ein jeweils qualitativ verschiedenes *Bedürfnis* befriedigt. Der gemeinsame Nenner ist die *Lust*, und dieser Gesichtspunkt erlaubt eine Ordnung sich qualitativ unterscheidender Phänomene, die allerdings vom gemeinsamen Nenner her, nämlich der Lust, *nicht* heterogen sind.

Aus der eben zitierten Aufstellung von „Wunschgebieten“ wird eine Tendenz *Schultz-Henckes* erkennbar, die sich auch an anderen Stellen des Buches andeutet. Ich meine seine Neigung, zunächst von Erlebnis- oder Handlungskategorien zu sprechen und die körperlichen *Zonen* den *Kategorien* unterzuordnen (vgl. *Schultz-Hencke* 1940). Von der Aufstellung selbständiger Gebiete führte ein Weg zur Ordnung von Symptomen, z. B. wurde später die Schizophrenie als Hemmung intentionaler Antriebe erklärt. Hier leitete *Schultz-Hencke* aus den gleichen intentionalen Störungen neurotische Apperzeptionsstörungen ab. *Fenichels* kritische Bemerkungen zu diesem Punkt scheinen mir wert, wiederholt zu werden:

„Gewiß, das Kind hat das Begehren, sich die Welt der Objekte zu erobern, die Dinge wahrzunehmen bzw. zu apperzipieren. Aber gerade die Psychoanalyse bringt uns zu der Annahme, daß das Kind das alles nicht um seiner selbst willen begehrt, sondern um mit den ‚eroberten‘ apperzipierten Dingen *etwas zu tun* (sie zu ergreifen, in den Mund zu nehmen usw.), um sie zu Objekten seiner übrigen oralen, manualen, analen usw. Begehren zu machen. Wird aber versucht, die Autonomie der Intentionalität durch den Hinweis auf isolierte *Störungen* dieses Gebiets zu rechtfertigen, etwa auf neurotische Apperzeptionsstörungen, so ist zu sagen, daß es solche Störungen wohl gibt, daß sie aber nicht spezifisch zu sein brauchen. *Alle* verdrängten Impulse sind solche zu Triebhandlungen, haben also die Vorstellungen einer bestimmten Beziehung des Ichs zu Objekten zum Inhalt; *jede* Veränderung kann also in Verbreiterung und Verallgemeinerung zur Störung der Beziehungen zur Objektwelt überhaupt, zu speziellen Apperzeptionsstörungen führen.“ (S. 556.)

Schultz-Henckes zweites Buch, „Schicksal und Neurose“ (1931) trägt den Untertitel „Versuch einer Neurosenlehre vom Bewußtsein her“. Offensicht-

lich will der Autor seinen rationalen, der psychoanalytischen Metaphorik abholden, rein empirischen Standpunkt charakterisieren. Der Mangel an Literaturhinweisen macht sich nun besonders störend bemerkbar. Während *Schultz-Hencke* in seinen detaillierten psychologischen Beschreibungen dem Reichtum psychoanalytischer Theorien eher gerecht wird, steckt er den theoretischen Bezugsrahmen immer enger ab. So erklärt er z. B., zweifellos in Anlehnung an *Freuds* Arbeit „Hemmung, Symptom und Angst“ (1926), den Kern der Neurose bilde der Angstreflex oder genauer, die „Gesamtheit typischer Angstreflexe“ (1931, S. 20). Kurz wird gesagt, daß Angstreflexe die Triebe hemmen. In der Beschreibung der „Gesamtheit typischer Angstreflexe“ findet man Illustrationen der psychoanalytischen Angsttheorie. *Schultz-Henckes* weitläufige psychologische Beschreibungen machen den Eindruck großer Exaktheit, und ein mit der Literatur wenig vertrauter Leser wird kaum bemerken, daß der „Angstreflex“ halbwegs zwischen der ersten und zweiten psychoanalytischen Angsttheorie liegt. Es fehlt also in *Schultz-Henckes* Theorie der Angstreflexe, welche die Triebe hemmen, gerade die entscheidende ichpsychologische Wendung der psychoanalytischen Angsttheorie. Während *Freud* das Ich als Angststätte begriff, typische Angstsituationen und deren Reaktionsformen beschrieb, enthält *Schultz-Henckes* Buch „Der gehemmte Mensch“ (1940) ganze neun Zeilen über die „Angstreflexe“ (S. 57). Man muß also bemerken, daß in *Schultz-Henckes* psychopathologischen Beobachtungen mehr enthalten ist, als seine eigenen theoretischen Voraussetzungen zulassen. So hat er schon in seiner „Einführung“ (1927) große Bereiche der psychoanalytischen Nomenklatur ihrer Metaphorik wegen als unzweckmäßig erklärt, und man kann mit *Kunz* (1941) vermuten, daß er auf *Fenichels* diesbezügliche Kritik erwiderte, als er schrieb: „Wer dem Bemühen, Empirisches detailliert zu beschreiben, unterstelle, es sei lediglich ein ‚Versuch, unbequeme Worte und damit Tatbestände zu leugnen‘, habe offenbar im eiligen Bemühen, möglichst schnell ein fertiges Lehrgebäude zu schaffen und zu vertreten, vergessen, daß auch die Psychoanalyse *letztlich* auf Empirischem basiere.“ (1931, S. 5, vom Autor hervorgehoben.)

Es wurde *Schultz-Hencke* meines Erachtens nicht vorgeworfen, er beschreibe Empirisches zu detailliert. Die Frage ist vielmehr, ob sich Beobachtungen genau genug ordnen lassen, wenn man es unterläßt, theoretische, also etwa dynamische, topische und ökonomische Gesichtspunkte anzulegen. Der Einwand gegen die metaphorische Natur mancher psychoanalytischer Begriffe trifft nicht die Theorie als solche, sondern beruht auf dem Mißverständnis, daß Begriffe oder raum-zeitliche Ordnungsschemata wie der „psychische Apparat“ verdinglicht und zu lokalisieren versucht werden. Es

ist gewiß nicht leicht, „Beobachtungssprache“ und „Theoriesprache“ (*Car-nap*) voneinander zu trennen. Metaphorische Wendungen tragen einen starken Aufforderungscharakter zur Verdinglichung in sich und lassen leicht vergessen, daß es sich z. B. bei der psychoanalytischen Strukturtheorie um Abstraktionen handelt. Deshalb bedarf es einer gewissen Mühe, die Hierarchie von Beobachtung, klinisch-psychopathologischer und metapsychologischer Theorie der Psychoanalyse zu erkennen. Aber diese Hierarchie existiert, wenn auch bereitwillig zugegeben wird, daß viele psychoanalytische Begriffsdefinitionen unklar sind und die Beziehungen von Hypothesen und Fakten nicht selten eher metaphorisch verschlüsselt als gelöst sind. *Schultz-Hencke* hat diese Hierarchie mehr und mehr aufgelöst, und zwar im Namen der Empirie. Mit der Zeit wurden die Beziehungen von Theorie und Empirie bei ihm verschwommener, und wird seine Stellung zur ursprünglichen psychoanalytischen Terminologie unklarer.

„Schicksal und Neurose“ (1931) hat zu diesem Prozeß wesentlich beigetragen. Die bereits in der „Einführung“ erkennbare Tendenz, der Prägenitalität „Selbständigkeit“ zuzusprechen und daraus einen Widerspruch zur Libidotheorie zu konstruieren, zeigt sich nun deutlicher. *Schultz-Hencke* ist sich aber nach wie vor bewußt, daß *Freud* von Sexualität im erweiterten Sinn spricht, und er weiß auch, daß der Aggressivität eine eigenständige Rolle zugeschrieben wird. So heißt es etwa:

„Die Erwartung des Begriffes ‚sexuell‘ durch Freud, die er vornahm, als er das Gebiet des Analen, des Sadistischen, des Oralen und des Urethralen ebenfalls ‚sexuell‘ nannte, hat dazu geführt, daß das Publikum falsch verstand. Gewohnt, sich unter ‚sexuell‘ etwas Genitales vorzustellen und von dieser Gewohnheit nicht einen Deut abgehend, durch Jahrzehnte hindurch! —, gibt es sich nun die größte Mühe, jene Gruppe prägenitaler Triebtendenzen mit Gewalt genital zu interpretieren; oder, wenn das nicht gelingt, nur sehr lückenhaft in sein Bild von der Psychoanalyse einzuordnen. Aber es muß zugegeben werden, daß *Freud* selbst in Abhängigkeit von seiner Begriffserweiterung des Sexuellen, wie die weitaus überwiegende Zahl seiner Mitarbeiter, die prägenitalen Erlebnisgebiete sub specie des Genitalen gesehen hat. So allein erklärt es sich, daß er in seiner letzten Schrift über „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930, S. 479) ausdrücklich betont, er verstehe nicht mehr, daß wir (er und seine Schüler) die Ubiquität der nicht-erotischen Aggression und Destruktion übersehen und versäumen konnten, ihr die gebührende Stellung in der Deutung des Lebens einzuräumen.“ (*Schultz-Hencke*, 1931, S. 11.)

Tatsächlich nahm die Aggressivität in der psychoanalytischen Theorie lange Zeit keinen eindeutigen Platz ein: Zunächst wurde der Sadismus aus einer selbständig gewordenen aggressiven Komponente des Sexualtriebes (*S. Freud*, 1905, S. 57) hergeleitet, dann wurde die Aggressivität den nicht-sexuellen Ich-Trieben zugeschrieben (als Bemächtigungsdrang) und von einem materiellen Gegensatz von Liebe und Haß gesprochen, der nicht aus der Spaltung eines Urgemeinsamen hervorgehe (*Freud*, 1915, S. 236).

Schließlich wurde der Triebdualismus von Ich-Trieben und Sexualtrieben in den Dualismus von Lebens- und Todestrieben umgewandelt (1920). Besonders eindrucksvolle Beispiele von *Freuds* Schwanken in der theoretischen Zuordnung der Aggressivität findet man z. B. in der Analyse des „kleinen Hans“ (1909, S. 371) und in der Analyse des „Rattenmannes“ (1909 a, S. 455).

Für keine Phase der Psychoanalyse trifft aber eine Behauptung *Schultz-Henckes* zu, die mehr ist als eine Simplifizierung. *Schultz-Hencke* behauptet nämlich folgendes:

„Durch die Freudsche Psychoanalyse ist die genitale Sexualität zunächst einmal stark in den Vordergrund geschoben worden, denn es waren ursprünglich in erster Linie genitale Impulse, deren Vorhandensein beim Patienten vermißt wurden und deren Auftreten sich im Laufe der Analyse ergab. Sehr bald wurden mit diesen Genitalimpulsen verkoppelt aggressive gefunden, also ein zweites Gebiet, das im Laufe der Forschung eine immer mehr zunehmende Selbständigkeit erwarb. Zu diesen beiden Gruppen von Impulsen gesellten sich weiterhin die des Besitzwillens. In der psychoanalytischen Terminologie wurden dann alle drei Gruppen, unter Erweiterung des Begriffes sexuell, als sexuelle Triebtendenzen zusammengefaßt.“ (*Schultz-Hencke*, 1931, S. 28, vom Ref. hervorgehoben.)

Nachdem *Schultz-Hencke* diese analytische Strohfigur gebildet hat, setzt er sie unter Feuer und kritisiert, daß in der psychoanalytischen Terminologie nicht genügend differenziert werde. In Wirklichkeit trifft *Schultz-Henckes* Kritik noch nicht einmal auf die Frühphase der Psychoanalyse, gekennzeichnet durch die Unterscheidung von nicht-sexuellen Ichtrieben und Sexualtrieben, zu; ganz zu schweigen vom Stand der psychoanalytischen Theorie des Jahres 1931. Ob die Lage der Psychoanalyse, wie *Schultz-Hencke* sagt, damals dadurch erschwert wurde, daß „selbst unter Ausübenden folgende Frage möglich ist: ob denn auch eine Verdrängung, z. B. analer Tendenzen, genuin, unvergesellschaftet mit genitalen Strebungen möglich sei“ (*Schultz-Hencke*, 1931, S. 11), will ich dahingestellt sein lassen. Nach *Freuds* Definition haftet dem topisch-dynamischen Begriff der Verdrängung keine Beziehung zur Sexualität an (1917, S. 354). Verdrängung wird jener Vorgang genannt, durch welchen ein bewußtseinsfähiger Akt unbewußt gemacht wird oder unbewußt bleibt. (Vgl. hierzu: *E. Madison*, 1956 und *C. Brenner*, 1957.) Welcher besondere Inhalt von diesem formalen Vorgang betroffen wird, bleibt offen, und man kann jeden beliebigen Inhalt aus der Theorie deduzieren. Es gibt also theoretisch eine „genuine“ Verdrängung analer Tendenzen.

Zweifellos tragen unscharfe Definitionen zur Erschwerung der Lage der Psychoanalyse bei, aber im Hinblick auf die Verdrängung kommt eine noch viel größere praktische Schwierigkeit hinzu. Ich meine die Diagnostik der Beziehung von Verdrängung, Fixierung, Aggression und ihre Vermischung

in der Pathogenese der jeweiligen Neurosenform und die daraus resultierenden speziellen Übertragungs- und Widerstandssituationen. Glücklicherweise sind Fälle reiner präödpaler Fixierung selten. Im Durchschnitt haben neurotisch Kranke ödipale Konflikte durchlaufen. Deshalb ist es eine in den meisten kasuistischen Seminaren umstrittene Frage, die verschiedenen Triebkomponenten hinsichtlich ihrer Pathogenität voneinander zu differenzieren. Die Deutungsarbeit mit dem Patienten selbst wird von diesem Problem vielleicht weniger berührt als die psychogenetische Rekonstruktion. Z. B. braucht bei einer Deutung, welche die Gleichsetzung von Fäces und Kind zum Inhalt hat, nicht erklärt zu sein, ob das unbewußte Festhalten an einer analen Geburtstheorie vorwiegend durch Fixierung oder mehr durch Regression zustande kam. Im Durchschnitt werden regressive Vorgänge dazu führen, daß z. B. anale Vorstellungsrepräsentanzen und Affekte mit genitalsexuellen Triebregungen vermischt auftreten. Daraus ergeben sich die bekannten Schwierigkeiten einer retrospektiven und rekonstruktiven Entwicklungstheorie bzw. deren Chronologie. Diese Mischung macht die Selbständigkeit prägenitaler Triebtendenzen zum Problem. „Fixierung“ der psychosexuellen Entwicklung und „Regression“ bringen es mit sich, daß die Verdrängung analer Tendenzen, um bei *Schultz-Henckes* Beispiel zu bleiben, genuin und unvergesellschaftet nur in einem vorgestellten Extremfall, aber kaum in Wirklichkeit als einziger pathogenetischer Faktor einer neurotischen Symptombildung gefunden werden dürften. Hingegen gehörte es zum psychoanalytischen Allgemeinwissen des Jahres 1931, daß die Analität eine ebenso selbständige Rolle in der Pathogenese der Zwangsneurose spielt wie die Oralität bei der Depression. Was meinte also *Schultz-Hencke*, wenn er die Lage der Psychoanalyse mit den Worten beschrieb: „Die offenbare Vernachlässigung der prägenitalen Gebiete *in ihrer Sonderbedeutung* (um diese allein handelt es sich hier) ist also ein weiteres charakteristisches Merkmal für die heutige Situation der Psychoanalyse“ (*Schultz-Hencke*, 1931, S. 12, vom Autor hervorgehoben), und hinsichtlich der Behandlungstechnik heißt es:

„Erst wenn man weiß, daß die prägenitale, *rezente*, autonome Impulswelt in jeder schweren Neurose weitaus die größte Masse an bedeutsamen, tragenden Verdrängungen aufweist, wird man über das typische Bild nicht mehr erstaunt sein. Dann wird man auch nicht mehr nur die erwarteten genitalen Erinnerungen weiter suchen und für das tatsächlich wichtige übrige blind sein.“ (1931, S. 16.)

Meinungsverschiedenheiten über die adäquate Ebene der Interpretation hat es immer gegeben, und es ist wahrscheinlich, daß die unklare Stellung der Aggressivität innerhalb der psychoanalytischen Theorie den praktizierenden Psychoanalytiker veranlaßte, Probleme der Aggressivität mit geringe-

rem Interesse zu studieren als sexuelle Konflikte in engerem Sinn. Ähnlich verhält es sich mit den präödipalen Phasen der psychosexuellen Entwicklung, die in der dritten Auflage der „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ (1915) ihren gehörigen Platz fanden. Im Jahre 1931 erstreckte sich die psychoanalytische Theorie jedoch längst auch auf die prägenitalen Gebiete und die Aggressivität. *Schultz-Hencke* genügt es nicht, daß die Partialtriebe in der psychoanalytischen Theorie ihre zonale, objektbezogene und zielgerichtete Selbständigkeit haben, jedoch untereinander durch die *Lust* verbunden sind. Dieser Gesichtspunkt erlaubte es *Freud*, eine Ordnung in scheinbar unzusammenhängende und sinnlose neurotische und perverse Symptome zu bringen und Vorformen der Lust sub specie der sexuellen Lust im üblichen Sinne zu begreifen. Das hat die Libido-Theorie zum klinisch-psychopathologisch so fruchtbaren Erklärungsprinzip gemacht. Indem *Schultz-Hencke* den einzelnen psychosexuellen Phasen absolute *Autonomie* verlieh, gab er ein heuristisches Prinzip erster Ordnung, nämlich die Libido-Theorie auf. Die Erweiterung des Begriffs der Sexualität wurde dadurch wieder rückgängig gemacht.

Warum genügte es *Schultz-Hencke* nicht, daß die bestehende psychoanalytische Theorie den Partialtrieben eine nur relative Selbständigkeit, ein phasentypisches Überwiegen verschiedener Bedürfnisse, Zonen und objektgerichteter Aktivitäten zugesprochen wurde? Meines Erachtens wurde diese Autonomieerklärung durch den frühen Verzicht *Schultz-Henckes* auf große Teile der psychoanalytischen Theorie erzwungen. Während psychoanalytisch betrachtet seelische Funktionen in verschiedenster Weise differenziert werden können (Es, Ich, Überich etc.), beschränkte *Schultz-Hencke* sich mehr und mehr auf die Isolierung von Antriebserlebnissen. Aber *Schultz-Hencke* hat auch denjenigen Teilen der psychoanalytischen Theorie, die nicht zur Libidotheorie gehören, in seinen Schriften keinen bestimmten Platz zugewiesen. Die Gegenüberstellung von Sexual- und Ichtrieben in der frühen psychoanalytischen Theorie wurde von ihm kaum berücksichtigt; die spätere psychoanalytische Strukturtheorie, die anfangs der zwanziger Jahre entwickelt worden war (z. B. in „Das Ich und das Es“ [1923] und „Hemmung, Symptom und Angst“ [1926]), lehnte er ihrer Metaphorik wegen ab. *Schultz-Hencke* wußte wohl, daß die Libidotheorie nur einen Teil der Psychoanalyse bildet und die erweiterte Bedeutung von Sexualität schon deshalb nichts mit einem Pan-Sexualismus zu tun hat, weil in jeder Phase der Psychoanalyse der *Konflikt* zwischen verschiedenen Mächten im Mittelpunkt stand. So führte nicht zuletzt die Erfahrung der negativen therapeutischen Reaktion und des unbewußten Schuldgefühls zur Umgestaltung der Topographie in der Strukturtheorie („Das Ich und das Es“).

Man kann kurz sagen, daß der jeweilige Umbau der psychoanalytischen Theorie dazu diente, die Beziehung von *Konfliktinhalten* zur psychopathologischen Krankheitsform differenzierter beschreiben zu können. Eine Kritik an der Metaphorik und der Terminologie hätte ihre Berechtigung gehabt, wenn sie davor gewarnt hätte, Begriffe, die zugegebenermaßen häufig unscharf voneinander abgegrenzt sind, nicht für die Sache selbst zu nehmen. *Schultz-Hencke* vergaß jedoch ob seiner Kritik an der Metaphorik die Sache und schloß sich von 1931 an zunehmend der nivellierenden Verurteilung der psychoanalytischen Theorie als eines angeblichen Pan-Sexualismus an. Diese Tendenz kommt in der bereits wiedergegebenen Äußerung *Schultz-Henckes*, in der psychoanalytischen Terminologie würden genitale Sexualität, Besitzwillen und Aggressivität gleichgesetzt, zum Ausdruck, und später hat er sich noch eindeutiger ausgesprochen (1934).

Schultz-Henckes Reduktion der analytischen Theorie zu einem Pan-Sexualismus und seine Vernachlässigung wesentlicher Seiten jedes Konfliktes, die verdrängenden Instanzen nämlich, hatte ihre Konsequenzen. *Schultz-Hencke* sah sich gezwungen, andere Unterscheidungen zu treffen und zur Frage, wie und warum es dann zur pathogenen Triebabwehr komme, zurückzukehren. Seine Theorie baut sich folgendermaßen auf:

1. *Schultz-Hencke* teilte das Antriebserleben, das Expansive im Menschen, nach Gebieten ein: das Besitzstreben, das Geltungsstreben, das auch die aggressive Tendenz genannt wurde, und das Sexualstreben (1940). 2. Obwohl diese Gebiete aus der Libidotheorie ausgeklammert wurden, hielt *Schultz-Hencke* an der psychoanalytischen Entwicklungstheorie im allgemeinen und der psychogenetischen Beziehung der Neuroseformen zu kindlichen Entwicklungsphasen im besonderen fest. 3. Diese „autonomen“ oder „autochthonen“ Gebiete wurden von *Schultz-Hencke* gründlich beschrieben, so daß ihm ein so strenger Kritiker wie *Hans Kunz* (1951/52) für seine beobachtungsnahen Darstellungen Anerkennung zollte. Phänomenologisch gesehen ist es vorteilhaft, wenn man Teilgebiete ausklammert und Zärtlichkeit, Oralität und Analität in ihren besonderen Qualitäten beschreibt. Leider bringt es die Regression mit sich, daß psychopathologische und psychosomatische Symptome „unrein“ sind. In diesem Zusammenhang möchte ich daran erinnern, daß *Schultz-Hencke* die prägenitalen Entwicklungsphasen nicht sub specie des Ödipuskonfliktes betrachtet, sondern in ihrer Sonderbedeutung. Ich habe erwähnt, daß in der psychoanalytischen Entwicklungstheorie die Partialtriebe durchaus ihre qualitative Selbständigkeit haben. Bei dynamischer Betrachtung und insbesondere bei Rekonstruktion der Psychogenese, die vom hic et nunc ausgeht, sind die Gebiete vermischt. Schon deshalb ist der Preis, den *Schultz-Hencke* für die Isolierung prägeni-

taler Antriebserlebnisse von den ödipalen Konflikten bezahlen muß, zu hoch. 4. *Schultz-Henckes* Beschreibungen der Antriebe und ihrer Hemmung enthalten mehr als die Isolierung und Umbenennung von Aspekten der psychosexuellen Phasen. Den Antrieben werden Eigenschaften zugesprochen, die in der psychoanalytischen Theorie zu den Ichfunktionen oder zum Überich gehören.

Schultz-Hencke vermeidet die psychoanalytische Metaphorik, aber auch um den „Antrieb“ herum gruppiert sich eine Reihe von Metaphern, z. B. das „Antriebssprengstück“. Da die von *Schultz-Hencke* bevorzugten Worte, wie Hemmung oder Gehemmtheit der Alltagssprache angehören und sich in der Vorstellung des Lesers sofort mit einer Beobachtung verknüpfen, wird leicht übersehen, daß es sich hierbei um theoretische Formulierungen und nicht um unmittelbare Erfahrung handelt. Der Anthropomorphismus mancher psychoanalytischer Termini wie Es, Ich, Überich kann den theoretischen Charakter des psychischen Apparates vergessen lassen, obwohl *Freud* niemals einen Zweifel an der schematischen Natur dieser und anderer theoretischer Abstraktionen gelassen hat. Die Bilder und Gleichnisse *Schultz-Henckes*, ungleich dürftiger als die *Freuds*, fordern jedoch in besonders hohem Maße zur Vermischung von Theorie mit den Erfahrungen des gesunden Menschenverstandes heraus, weil *Schultz-Hencke* selbst die Sprache der Beobachtung von derjenigen der Theorie wenig unterschieden hat, wie ich im systematischen Teil des zweiten Kapitels bei der Diskussion von Hemmung und Gehemmtheit noch genauer ausführen werde. Das erleichtert die Allgemeinverständlichkeit der Neo-Psychoanalyse und hat zur Gruppenbildung ganz wesentlich beigetragen.

Wenn es richtig ist, daß *Schultz-Henckes* hauptsächliches Bemühen darauf gerichtet war, bestimmte Gebiete des Antriebserlebens genauer zu beschreiben und er in diesen Begriff all das hineinsteckte, was in der psychoanalytischen Theorie einen gesonderten Platz einnimmt, nämlich die Entwicklung der Ich- und Überichfunktionen und ihre Beziehung zu Triebabwehr und Neurosenentstehung, dann muß *Schultz-Henckes* Neurosenlehre überall dort sehr dünn sein, wo die psychoanalytische Strukturtheorie einsetzt. Diese Schwäche wird sich bei der Diskussion der Hemmung im systematischen Teil klar erweisen. Noch etwas anderes kann man erwarten. Da meiner Auffassung nach der Antrieb viel mehr enthält, als man ihm billigerweise zumuten kann, muß es möglich sein, das mixtum compositum in seine Teile zu zerlegen. Diese Entmischung wird von Schülern *Schultz-Henckes* auch versucht. Psychoanalytische Begriffe werden wieder genannt (z. B. *Schwidder*, 1959, S. 172, S. 184). Daß es dazu kommen mußte, lag nicht an *Schultz-Henckes* Terminologie allein. Im Gegenteil, diese selbst

ist zum Teil unter äußerem Druck entstanden, wie wir von *Schultz-Hencke* wissen (1940, 1947). Man muß sich deshalb ernstlich fragen, ob *Schultz-Henckes* Beschreibungen von Antriebsgebieten prägenitaler Art auch gruppenbildend gewirkt hätten, wenn die politischen Ereignisse nicht hinzugekommen wären. Jedenfalls läßt sich zusammenfassend sagen, daß *Schultz-Henckes* Behauptung der Autonomie prägenitaler Antriebsgebiete und seine Kritik an der Libidotheorie auf dem nivellierenden Mißverständnis des Pansexualismus beruhten. Tatsächlich wird durch die Libidotheorie eine phänomenologische Deskription verschiedener prägenitaler Bereiche geradezu gefordert, allerdings würde ihr Sinn ins Gegenteil verkehrt, wenn dabei der genetische Gesichtspunkt aufgegeben würde.

B. 1934 bis 1945.

In diesen Jahren hat sich *Schultz-Henckes* Terminologie endgültig geformt, und die Voraussetzungen für die Bildung einer neo-psychoanalytischen Gruppe waren günstig. Sachlich gesehen besteht zwischen „Schicksal und Neurose“ (1931) und der ersten systematischen Darstellung seiner Theorie im Buch „Der gehemmte Mensch“ 1940 eine enge Verbindung: Die Differenzierung und nomenklatorische Abgrenzung von autochthonen oder originären Antriebsgebieten hat im Buch „Der gehemmte Mensch“ eine für alle späteren Arbeiten *Schultz-Henckes* richtungsweisende Form bekommen. Wie ich im letzten Abschnitt darstellte, war dies bereits die wesentliche Tendenz in „Schicksal und Neurose“. Bei der Umwandlung der Vorgestalt in die Endgestalt waren jedoch Kräfte am Werk, die man berücksichtigen muß, um die neo-psychoanalytische Sprache verstehen zu können. Es ist z. B. sehr unwahrscheinlich, daß *Schultz-Henckes* 1934 gemachter Vorschlag, dem verifizierbaren Grundbestand der Psychoanalyse einen neuen Namen zu geben und fortan von „Desmologie“ und „Desmolyse“ zu sprechen, nicht auch etwas mit der Befreiung von Fesseln (Desmos = Fessel) zu tun hatte, die im Jahre 1933 dem deutschen Volk verkündigt wurde. *Schultz-Hencke* sah nun in der Psychoanalyse „nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine Lehre vom gehemmten Menschen“ (1934). So konnte die Zensur umgangen werden, und das Buch „Der gehemmte Mensch“ erschien 1940. Aus dem Vorwort der zweiten, unveränderten Auflage wissen wir, daß *Schultz-Hencke* in der zweiten Auflage auf Abänderungen verzichtete, um zu zeigen, „was im dritten Reich zwar unter Umgehung der gebotenen Zensur, aber doch immerhin möglich war, schließlich zu veröffentlichen“ (*Schultz-Hencke*, 1947, S. 6). Die offizielle Zensur des Dritten Reiches scheint in verschiedenen Phasen unterschiedlich gearbeitet zu haben. Denn obwohl *Schultz-Henckes* „Lehre vom Traum“ und eine Technik der Desmolyse, die

beide als Entwurf 1933 entstanden sind hinsichtlich der Theorie wohl nicht von dem Buch „Der gehemmte Mensch“ unterschieden, wurde es *Schultz-Hencke*, wie er mitteilt, verboten, diese Bücher zu veröffentlichen (s. *Schultz-Hencke*, Vorworte: 1949, S. III und 1951, S. III). Aus den genannten Entwürfen sind dann „Die Lehre vom Traum“ und das „Lehrbuch der analytischen Psychotherapie“ hervorgegangen.

Schultz-Henckes Vorworte (1949 und 1951) lassen den Schluß zu, daß sein gesamtes späteres Werk schon bald nach „Schicksal und Neurose“, in den Jahren 1933 bis 1934 konzipiert wurde. Es ist aus einem Guß, und so ist es auch zu erklären, daß das „Lehrbuch der Traumanalyse“ (1949) — entstanden aus einem Entwurf einer Lehre vom Traum (1933) und das „Lehrbuch der psychoanalytischen Psychotherapie“ (1951) — entstanden aus einem Entwurf zur Technik der Desmolyse (um 1940) — die gleichen Prinzipien enthalten, die den Kern des „gehemmten Menschen“ bilden. *Schultz-Henckes* Interesse hatte sich schon in „Schicksal und Neurose“ (1931) von den ödipalen Konflikten abgewandt. Er war deshalb von der modernen Aussetzung des „Ödipus“, dessen begriffliche Form nach 1933 aus Berlin und Deutschland verschwinden mußte, weniger berührt als andere Psychoanalytiker. Diese durften nicht mehr vom Ödipuskomplex sprechen und mußten sich Einschränkungen ihrer Lehrtätigkeit gefallen lassen. Ist es nicht naheliegend, daß ein solches Verbot *Schultz-Henckes* bereits bestehendes Interesse für autochthone, „nicht-sexuelle“ und nicht der politischen Zensur unterliegende Antriebsgebiete verstärkte? Unter diesen Bedingungen mußte die psychoanalytische Kritik an *Schultz-Henckes* Neurosentheorie, die in diesen Jahren der wissenschaftlichen Isolierung ihre endgültige Form fand, verstummen.

Um die neo-psychoanalytische Richtung und ihre Entwicklung begreifen zu können, muß man das Schicksal der Psychoanalyse nach 1933 und die Inthronisation der sogenannten „deutschen Seelenheilkunde“ kennen. Mein Literaturstudium und die Durchsicht einiger Quellen³, die bisher nicht veröffentlicht wurden, haben mich davon überzeugt, daß die Bildung dieser neo-psychoanalytischen Gruppe nicht richtig zu begreifen ist, wenn man lediglich ihre Theorie betrachtet und diese mit der Psychoanalyse vergleicht. Der „Zeitgeist“ darf nicht vergessen und seine Auswirkungen müssen kurz betrachtet werden. Zunächst gebe ich *Jones'* Zusammenfassung wieder:

„Den Auftakt zu den kommenden Ereignissen bildete das Freudenfeuer mit der Bücherverbrennung — darunter Freuds und andere psychoanalytische Schriften —, das kurz

³ Unter den Dokumenten befinden sich u. a. die „Skizze der Geschichte der deutschen psychoanalytischen Gesellschaft von 1936—1947“ (Bericht des Vorsitzenden auf der Generalversammlung vom 17. April 1948) von *C. Müller-Braunschweig* und außerdem ein „Bericht über die Ereignisse von 1933 bis zum Amsterdamer Kongreß im August 1951“ von *F. Böhm*.

nach Hitlers Machtantritt, Ende Mai 1933, in Berlin inszeniert wurde. Am 17. April 1933 begab sich Boehm nach Wien, um angesichts der Sachlage Freuds Rat einzuholen. Ein unmittelbares Problem stellte sich durch den neuen Erlaß, demzufolge Juden in keinem wissenschaftlichen Vorstand zugelassen werden durften. Freud war der Meinung, daß sich die Regierung durch eine bloß personelle Veränderung im Vorstand nicht werde davon abhalten lassen, die Psychoanalyse in Deutschland zu verbieten. Doch fand er es nicht klug, durch die Unterlassung einer solchen Änderung den Nazis einen Vorwand zu bieten, und darum war er einverstanden, daß Boehm Eitingon im Vorstand ersetze. Dann verfaßten einige Ärzte der Charité eine Anklage gegen die Psychoanalytische Gesellschaft, und verschiedene Gerüchte kamen in Umlauf. Daher kam ich am 1. Oktober 1933 mit Boehm und Carl Müller-Braunschweig im Haag zusammen und gab einen Bericht von dem Treffen nach Wien weiter. In einer Generalversammlung der Vereinigung vom 18. November schlug Eitingon vor, den Vorstand auf zwei Mitglieder — eben die beiden erwähnten — zu beschränken, und dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen.“ (1962, Bd. III, S. 222.)

Ein besonders wichtiges Dokument stellt der 7. Band des Zentralblattes für Psychotherapie (1934) dar, der auch gesondert unter dem Titel „Deutsche Seelenheilkunde“ erschien. Ich sagte schon im ersten Abschnitt, daß diese Zeitschrift das Organ einer übernationalen allgemeinen ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie war. Die politischen Vorgänge spiegeln sich in nüchternen Mitteilungen wider. Der erste Vorsitzende dieser Gesellschaft, *E. Kretschmer*, mußte am 27. März 1933 den 7. Kongreß, der vom 6. bis 9. April 1933 über das Thema „Psychotherapie der Reifungskrisen“ in Wien stattfinden sollte, absagen. (Die Hauptreferate sollten von *E. Kretschmer*, *P. Schilder*, *H. Hartmann*, *A. Freud* und *Ch. Bühler* gehalten werden.) *Kretschmer*⁴ legte am 6. April 1933 sein Amt als erster Vorsitzender nieder, und *C. G. Jung* übernahm am 21. Juni 1933 den Vorsitz. In seinem „Geleitwort“ als neuer Herausgeber des Zentralblattes für Psychotherapie fielen die Worte von den „längst bekannten Verschiedenheiten der germanischen und der jüdischen Psychologie“ (*C. G. Jung*, 1933, S. 139; vgl. auch 1934). Diesem „Geleitwort“ *C. G. Jungs* folgt unmittelbar auf Seite 140 eine Mitteilung über die am 15. September 1933 vollzogene Gründung der „Deutschen Allgemeinen Ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie“. *M. H. Göring* zeichnete als „Reichsführer“ dieser Gesellschaft. Es heißt wörtlich:

„Diese Gesellschaft hat die Aufgabe, im Sinne der nationalsozialistischen deutschen Regierung alle deutschen Ärzte zusammenzufassen, die durchdrungen sind von dem Gedanken, daß der Arzt bei jeder Behandlung das Ganze der Persönlichkeit des Kranken im Auge haben muß, daß er die Seele des Menschen nicht unbeachtet lassen darf; vor allem aber diejenigen Ärzte, die willig sind, im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung eine seelenärztliche Heilkunst auszubilden und auszuüben. Die Gesellschaft setzt von allen ihren schriftstellerisch und rednerisch tätigen Mitgliedern voraus, daß sie Adolf Hitlers grundlegendes Buch „Mein Kampf“ mit allem wissenschaftlichen Ernst durchgearbeitet haben

⁴ Herrn Prof. Kretschmer bin ich für folgende persönliche Mitteilung dankbar: „Der Grund war für mich ganz klar und einfach, da ich der Überzeugung war, daß besonders eine so komplizierte Sache wie die psychotherapeutische Bewegung nur auf einer freien internationalen Basis außerhalb aller politischen Einflüsse geführt werden könnte.“

und als Grundlage anerkennen. Sie will mitarbeiten an dem Werke des Volkskanzlers, das deutsche Volk zu einer heroischen, opferwilligen Gesinnung zu erziehen.“ (M. H. Göring, a. a. O., S. 140 f.)

Schultz-Hencke veröffentlichte in diesem Sonderheft eine Arbeit mit dem Titel „Die Tüchtigkeit als psychotherapeutisches Ziel“. *Schultz-Henckes* Ausführungen lassen keinen Zweifel daran, wie unerlässlich es ist, den „Zeitgeist“ zu beschwören. Er beginnt mit den Worten: „Es ist eine Verkennung, zu glauben, die Psychotherapie sei *reine* Wissenschaft. Es ist also auch falsch, zu glauben, es käme bei ihrer Beurteilung nur auf die Wahrheit ihrer wissenschaftlichen Thesen an. Die Psychotherapie ist wenigstens ebensosehr Stellungnahme, praktisches, wertgerichtetes Eingreifen“ (1934, S. 84, von *Schultz-Hencke* hervorgehoben). Obwohl *Schultz-Hencke* früher einmal besseres Wissen verraten hatte, spricht er nun vom psychoanalytischen Lehrgebäude und von der Libidotheorie als Pansexualismus. Er setzt die Polemik fort, indem er einen Monismus expansiver Triebkräfte vertritt. Es heißt bei ihm:

„Psychoanalyse, abgesehen von ihrer spekulativen und theoretischen Verfahrenheit, ist die Lehre vom gehemmten Menschen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Sie ist eigentlich eine *Desmologie* und ihre Methode ist die der *Desmolyse*“, und weiter: „Sollten die orthodoxen Anhänger der Psychoanalyse darauf beharren, ihre spekulativen Theorien unter allen Umständen vor dem berechtigten Verfall zu bewahren, und nur dieses Ganze von empirischer Wahrheit, Begriffsschiefheit und Spekulation ‚Psychoanalyse‘ zu nennen, so wird deren *verifizierbarer* Grundbestand eben einen neuen Namen erhalten müssen. ... Es kann keine Rede davon sein, daß die Wissenschaft sich ihrer unzulänglichen Begriffswelt anpassen wird. Die Psychoanalyse ist keine ‚neue Psychologie‘, sondern ein Ausschnitt aus der Psychologie. Und dieser betrifft die Gehemmtheitsseite aller Menschen mit ihren weiteren Folgen. Der gehemmte Mensch ist der, den sie untersucht, über den sie Aussagen macht und nicht etwa der Mensch überhaupt“ (a. a. O., S. 92). Weitere Stellen sind wichtig: „Dieses Mißverständnis, als handle es sich um Herstellung von Hemmungslosigkeit, konnte sich erhalten, weil zu viel Spekulation, Begriffsschiefheit und theoretische Abwegigkeit in das Lehrgebäude Freuds von ihm selbst und seinen Schülern hineingebracht wurde. So besonders die Libidotheorie, der ‚Pansexualismus‘. Nur für den, der sich die beschriebenen seelischen Sachverhalte (nicht die Spekulation darüber!) *sehr genau* ansah, konnte bald klar sein, daß ein sehr erheblicher Teil des bloß faktisch Geschilderten gar nichts mit Sexualität zu tun hat, sich viel mehr höchstens und dann erstaunlicherweise mit ihr koppelt. Aber all das kann hier nicht näher ausgeführt werden.“ ... „Die psychoanalytische Literatur hatte selbst weitgehend verschuldet, wenn die Welt sich um die gemeinten expansiven Tatbestände nicht kümmert, und die gesunde Menschenpsychologie hat durchaus recht, wenn sie die ‚Sexualtheorie‘ ablehnt. Unbefangenes Hinsehen zeigt, daß die Sexualität unter anderen expansiven Triebkräften eine ist. Und das geduldige Nachforschen bei sachgerechter Begriffsbildung zeigt, daß das Gebiet der *aggressiven* Expansion einen *sehr breiten* Raum in der Struktur der Neurose einnimmt, daß das Besitzstreben einen *breiten*, und das der Sexualität einen *weniger breiten*. Mit den Worten Aggression und Besitzstreben sollen *Gebiete* gezeichnet werden. Was hierunter subsumiert wird, ist allerdings nur in extenso *darzustellen*.“ (Von *Schultz-Hencke* hervorgehoben, 1934, S. 93.)

Schultz-Hencke wußte, daß die Aggressivität schon lange vorher einen selbständigen Platz in der psychoanalytischen Theorie erhalten hatte. *Mela-*

nie Klein, in deren Technik die Hypothese primärer Destruktivität den weitesten Raum einnimmt, hatte bereits zwei wichtige Arbeiten veröffentlicht (1928, 1930). Im übrigen kümmerte sich die Welt mehr als genug um die „expansiven Tatbestände“. Die meisten Psychoanalytiker nahmen die drohende Vernichtung wahr und konnten sich in Sicherheit bringen. In Deutschland selbst wurde die Psychoanalyse immer mehr in die Enge getrieben. Dem Ausscheiden jüdischer Vorstandsmitglieder aus der „Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft“ und der Verkleinerung des Vorstandes auf Böhm und Müller-Braunschweig folgten bald weitere Einschränkungen, die ich nun in kurzen Zügen beschreiben will.

Im November 1935 wurden Müller-Braunschweig und Böhm von zwei Berliner Psychotherapeuten, welche Mitglieder der Partei und von dieser beauftragt waren, die Belange der Psychotherapie in Berlin wahrzunehmen, zu einer Unterredung gebeten. In dieser Unterredung wurde mitgeteilt, daß es möglich sei, die Psychoanalyse in Deutschland fortbestehen zu lassen, wenn sämtliche Vertreter derselben Arier wären. Der Vorschlag, daß sich die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft von ihren jüdischen Mitgliedern trennen solle, wurde nach Böhms Bericht mit Drohungen verknüpft. Unter dem Einfluß der Drohung, im Bestreben, das Berliner psychoanalytische Institut durch die Zeit hindurch zu retten und unter Berücksichtigung der Tatsache, daß der größere Teil der jüdischen Mitglieder der DPV Deutschland bereits von 1931 an verlassen hatte, kamen die wenigen verbliebenen jüdischen Mitglieder der Gesellschaft anläßlich einer Geschäftssitzung im Dezember 1935 zu dem Entschluß, aus der Gesellschaft auszutreten.

Die Dozenten des zusammengeschrumpften Berliner psychoanalytischen Instituts unterrichteten ohne die damals notwendige ministerielle Konzession, und anläßlich einer Unterredung Böhms in der Medizinalabteilung des Reichsinnenministeriums am 18. Februar 1936 wurde klar, daß eine solche Konzession einem psychoanalytischen Institut nicht erteilt werden würde. Die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft wurde unter Druck gesetzt, dem von M. Göring, dem Vorsitzenden der allgemeinen deutschen ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie, geplanten Institut aller Richtungen beizutreten. Die Mitglieder der DPV stimmten diesem Vorschlag Ende 1936 zu, und nachdem Böhm Anfang März eine mehrstündige Unterredung mit Anna Freud gehabt hatte, wurde dem Vertreter der Medizinalabteilung gegenüber die Bereitschaft der Gesellschaft erklärt, an dem gemeinsamen Institut aller psychotherapeutischen Richtungen in Berlin mitzuarbeiten. Am 14. Juni 1936 erfolgte die offizielle Gründung des deutschen Instituts für psychologische Forschung und Psychotherapie mit M. Göring als

Vorsitzendem und *Böhm* als Schriftführer. Das „Reichsinstitut“ zog in die Räume des Berliner Psychoanalytischen Instituts ein, dessen gesamte Einrichtung leihweise überlassen wurde. Das Gebäude und der gesamte Besitz wurden am Ende des Krieges zerstört.

Die „Gleichberechtigung“ wurde zugesichert. Aber bald ließ *M. Göring* durchblicken, daß Lehranalysen bei *Böhm* und *Müller-Braunschweig* verhindert würden. Infolgedessen entfiel für *Böhm* und *Müller-Braunschweig* die Möglichkeit, einen psychoanalytischen Nachwuchs auszubilden. Diese Situation war untragbar, und im Januar 1937 suchte *Böhm* *Freud* zu einer Unterredung auf. Zum Schluß derselben wies *Böhm* auf die Notwendigkeit hin, daß die Ausbildungskandidaten des neuen Instituts sich neben psychoanalytischem Wissen auch noch die Ansichten *C. G. Jungs* aneignen mußten. *Freud* habe darauf, so berichtet *Böhm*, in ihm unvergeßlich gebliebener Souveränität etwa folgendes gesagt: „Warum sollen sie das nicht auch noch erlernen; das kann ihnen doch keine Schwierigkeiten bereiten.“ Bei einer anschließenden Vorstandssitzung, die in der Wohnung *Freuds* stattfand und bei der außer *Freud* auch *Anna Freud*, *Federn*, *Lampl-de Groot* und *Dr. Martin Freud* teilnahmen, schilderte *Böhm* in einem dreieinhalbstündigen Vortrag die Situation. Plötzlich winkte *Freud* ab und sagte: „Genug. Wir Juden haben jahrhundertlang unserer Überzeugung wegen gelitten. Jetzt werden auch unsere christlichen Kollegen sich daran gewöhnen müssen, wegen ihrer Überzeugung zu leiden. Ich lege keinen Wert darauf, daß mein Name in Deutschland genannt wird, wenn nur mein Werk weiter richtig vertreten wird“; sprach's, stand auf und verließ den Sitzungssaal (aus *Böhms* Bericht, S. 6).

Müller-Braunschweig erhielt ab 1938 Sprech- und Publikationsverbot. Damit fiel er als Lehrer in dem damaligen Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie völlig aus. *Böhm* durfte noch Vorlesungen halten, aber keine Lehranalysen durchführen. Vorlesungen und wissenschaftliche Sitzungen wurden entweder von *M. Göring* oder von seiner Frau daraufhin kontrolliert, daß *Freudsche* termini technici nicht gebraucht wurden. Insbesondere mußte der Ödipuskomplex umschrieben werden. *Freuds* Name durfte nicht mehr genannt werden.

Im November 1938 hielt es *M. Göring* für untragbar, daß die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft als eingetragener Verein weiter bestand und setzte seine juristische Auflösung durch. Unter dem Decknamen „Arbeitsgruppe A“ und später unter der Bezeichnung „Referatenabend für Kasuistik und Therapie“ wurden 14tägige Sitzungen, die ab 1938 im deutschen Institut — also unter Kontrolle — stattfinden mußten, fortgesetzt. Insgeheim traf sich ein kleiner Kreis in Privatwohnungen. Die Liste der wis-

senschaftlichen Sitzungen zwischen 1936 bis 1944 im International Journal of Psychoanalysis (29 [1948] 192) ist verständlicherweise dürftig.

Schultz-Hencke war in der Ausbildung des Nachwuchses nicht behindert. Er entfaltete nach der Beschreibung *Böhms* eine außerordentliche Aktivität in Vorlesungen und Diskussionen. Offenbar war *Schultz-Hencke* derjenige der wenigen in Berlin zurückgebliebenen Psychoanalytiker, der seine Fähigkeit als Dozent uneingeschränkt zur Geltung bringen konnte. Daraus ergab sich eine Reihe von Konsequenzen: a) Die Psychoanalyse wurde am Deutschen Institut am aktivsten von *Schultz-Hencke* vertreten und selbstverständlich in der Weise, wie sie von ihm verstanden wurde. b) *Schultz-Hencke* konnte Schüler ausbilden. c) Diese Schüler waren insofern in einer ungünstigen Lage, als sie das Gebäude der Psychoanalyse von einer einseitigen Beleuchtung, nämlich von derjenigen *Schultz-Henckes* her erblickten. Selbst wenn *Schultz-Hencke* die Psychoanalyse vollständiger dargestellt hätte, als es, wie ich im systematischen Teil noch genauer zeigen werde, geschah, hätten sich schwerwiegende Nachteile aus dieser Situation ergeben. Denn Identifizierungsvorgänge, die den Lernprozeß begleiten, werden in einer ganz bestimmten Weise kompliziert, wenn der Einfluß eines Lehrers sehr überwiegt. d) Es bildete sich eine Schülerschar um *Schultz-Hencke*, die sowohl emotional als intellektuell mit ihm verbunden war und damit waren günstige Voraussetzungen zur Bildung einer Gruppe geschaffen. Der Gruppengeist wurde in der Zukunft durch das Gefühl verstärkt, zu einer neuen Schule zu gehören, die den bewährten Stoff der alten Meister (*Freud, Jung, Adler*) in sich vereinigte und fortschrittlich amalgamierte, aber Orthodoxie und unwissenschaftliche Spekulation vermied. Dieser Prozeß zog sich über Jahre hin und wurde erst nach 1945 manifest. Während des Krieges traten persönliche Spannungen, welche die späteren wissenschaftlichen Auseinandersetzungen färbten, verständlicherweise in den Hintergrund.

Böhm, seit 1913 Mitglied der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft, stand *Schultz-Henckes* Theorien offenbar mit einigen Vorbehalten gegenüber; dennoch hat er in den späteren Auseinandersetzungen die neo-psychoanalytische Gruppe entscheidend unterstützt. *Böhm* hat meines Wissens seinen Standpunkt der neo-psychoanalytischen Theorie gegenüber nirgendwo expliziert. Der unveröffentlichte Bericht an die Internationale Psychoanalytische Vereinigung zeigt sein Bestreben, die theoretischen Differenzen zwischen der neo-psychoanalytischen und der psychoanalytischen Theorie zu verkleinern; er sagte dort:

„Es hat sich herausgestellt, daß *Schultz-Hencke* in seinen Forschungen mehr und mehr die Bedeutung der prägenitalen Entwicklungsstufen, der oralen und analen, behandelt und vertritt. Er hat zwar vor 2 Jahren (also etwa 1948 oder 1949, Ref.) in unserer Gesell-

schaft einen Vortrag über die Ubiquität des Ödipuskomplexes gehalten, mißt aber den weitergehenden Auswirkungen desselben in seiner Auffassung von der Neurosenstruktur nicht genügenden Wert bei. Da der Ödipuskomplex im Göringschen Institut besonders verpönt war, hatte er es leichter — obwohl er den Nazis keinerlei Zugeständnisse machte —, seine Ansichten zu vertreten. Die Bedeutung der beiden zitierten prägenitalen Entwicklungsstufen hat er jedoch in einem jahrelangen erbitterten Kampf immer wieder betont. Insofern kann nicht in Abrede gestellt werden, daß auch Schultz-Hencke sich ein Verdienst um die Erhaltung der Psychoanalyse in Deutschland erworben hat. Schultz-Hencke durfte auch weiter Lehranalysen übernehmen, so daß er in diesen Jahren einen in seiner Ansicht groß gewordenen Nachwuchs heranbilden konnte. Müller-Braunschweig und ich dagegen haben mit einer regulären Ausbildung von Nachwuchs erst wieder nach 1945 beginnen können.“

Das ist zweifellos eine sehr milde Formulierung, wenn man an *Schultz-Henckes* oben zitierte Arbeit über „Die Tüchtigkeit als psychotherapeutisches Ziel“ 1934 denkt. Da auch im Sachregister des „Lehrbuchs der analytischen Psychotherapie“ (1951) das Wort Ödipus nicht erscheint, war es nicht nur ein opportunistisches Zugeständnis, daß *Schultz-Hencke* im „gehemmten Menschen“ (1940) ödipale Konflikte unerwähnt ließ. Wie es hinsichtlich seines Opportunismus auch gewesen sein mag, es fehlt jedenfalls in seiner Lehre ein Bestandteil, der in der Psychoanalyse einen zentralen Platz einnimmt. Vielleicht ist mir eine beiläufige Andeutung *Schultz-Henckes* entgangen, aber im Abschnitt über „Das liebende, sexuelle Antriebserleben“ des „Lehrbuchs“ (1951) ist der Ödipuskomplex nicht erwähnt. Warum war also *Böhm* so mild in seiner Beurteilung? War er von *Schultz-Henckes* Theorie überzeugt oder hat er sie nicht ausreichend gekannt? Oder hat er sich von Eindrücken der Praxis bzw. von kasuistischen Seminaren leiten lassen, in denen *Schultz-Hencke* möglicherweise ödipalen Konflikten mehr Rechnung getragen hat, als es seine eigene Theorie erlauben würde? Mir ist keine Veröffentlichung *Böhms* bekannt geworden, die diese Fragen klären würde. Mangels genauer Kenntnis von Einzelfaktoren muß man vermuten, daß vieles zusammengewirkt haben dürfte und nicht zuletzt auch äußere Faktoren dazu beigetragen haben dürften, *Böhms* Bericht zugunsten von *Schultz-Hencke* zu färben.

Zusammenfassend kann man sagen, daß alle typisch neo-psychoanalytischen Prinzipien im repräsentativen Buch dieser Phase, in *Schultz-Henckes* „Der gehemmte Mensch“ (1940) enthalten sind. Selbstzeugnisse des Autors sprechen dafür, daß die meisten Ideen schon bald nach dem Erscheinen von „Schicksal und Neurose“ (1931) konzipiert wurden. So erklärt es sich, daß auch alle späteren Bücher ohne wesentliche Variationen um das gleiche Grundthema, die Hemmung von Antriebserleben, kreisen.

Das gruppenbildende Wirken *Schultz-Henckes* wurde erst nach Kriegsende manifest. Ich habe auf einige Bedingungen dieser Gruppenbildung hinge-

wiesen. Hierbei überschneiden sich die Phasen, denn sachliche und persönliche Gegensätze zeigten sich erst nach 1945 deutlicher. Man muß etwas von der späteren Spaltung der psychoanalytischen und der neo-psychoanalytischen Gruppe wissen, um die Entwicklung, die dazu führte, begreifen zu können. Deshalb habe ich gelegentlich vorausgegriffen und den Leser auf später folgende Ereignisse vorbereitet.

C. 1945 bis 1953

Die „Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft“ hatte in einer außerordentlichen Generalversammlung am 19. November 1938 ihre Auflösung als Verein des öffentlichen Rechts beschließen müssen. Schon 1936, bald nach der Gründung des „Instituts für psychologische Forschung und Psychotherapie“, war der Gesellschaft von seiten der NSDAP dringend nahegelegt worden, aus der „Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung“ auszutreten. Der Entschluß zum Austritt war in einer außerordentlichen Generalversammlung am 13. Mai 1936 „einstimmig gefaßt“ und dem damaligen Präsidenten der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, *E. Jones*, mitgeteilt worden. Kurze Zeit darauf erklärte die betreffende Parteidienststelle, wahrscheinlich aus irgendwelchen politischen Erwägungen heraus, daß der Verbleib der Gesellschaft in der IPV nunmehr wieder erwünscht sei. Aber die Austrittserklärung konnte nicht mehr zurückgezogen werden, da eine Notiz in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse (22 [1936], 435) bereits gedruckt und das entsprechende Heft im Erscheinen begriffen war. Die Psychoanalyse war in Deutschland also in jeder Hinsicht zerstört worden: Die meisten Psychoanalytiker waren emigriert, die psychoanalytische Gesellschaft hatte rechtlich und international aufgehört zu existieren, und in Deutschland war eine akademische Jugend herangewachsen, die vom Vorhandensein der Psychoanalyse kaum mehr etwas wußte. Die Liquidation der Psychoanalyse in Deutschland, so schreibt *E. Jones*, war eine der wenigen erfolgreichen Unternehmungen Hitlers (*E. Jones*, 1962, S. 222).

Die psychoanalytische Wissenschaft stand 1945 praktisch auf dem Nullpunkt und mußte in Lehre, in Forschung und als Gesellschaft des privaten Rechts völlig neu aufgebaut werden, von der internationalen Anerkennung ganz zu schweigen.

Am 16. Oktober 1945 fand die Gründungsversammlung einer Gesellschaft statt, die sich auf Grund einer Entscheidung der britischen Kommandantur zunächst „Berliner Psychoanalytische Gesellschaft“ nennen mußte und erst später als „Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft“ in das Vereinsregister eingetragen wurde.

Müller-Braunschweig war nach dem Krieg erster Vorsitzender dieser Gesellschaft (Intern. J. Psychoanal. 29 [1948], 192). Die Gesellschaft hing aber insofern in der Luft, als ihr ein eigenes Ausbildungsinstitut fehlte. Denn das frühere Berliner Psychoanalytische Institut, das erste seiner Art in der Welt, war nicht gleichzeitig wieder gegründet worden. Dies muß wohl vor allem darauf zurückgeführt werden, daß in den ersten Nachkriegsjahren die Idee einer Zusammenarbeit bei verschiedenen Richtungen unter einem Dach, wie im aufgelösten Deutschen Institut, ihre anziehende Kraft noch nicht verloren hatte und außerdem die äußere Not verschiedene Gründungen in den ersten Nachkriegsjahren unmöglich machte. So sagte *Müller-Braunschweig* in seinem Bericht anlässlich der ersten Generalversammlung der Gesellschaft nach dem Krieg am 17. April 1948:

„Es wäre unzutreffend, wollte man meinen, daß die unter den politischen Verhältnissen entstandene Zwangsehe zwischen den verschiedenen psychotherapeutischen Richtungen für den Psychoanalytiker nichts als Nachteile gebracht hätte. Dies Nachteile sind freilich schwerwiegend und weittragend. Sie zeigen sich im gegenwärtigen Deutschland als weitgehende Entfremdung der wissenschaftlichen Welt und der Öffentlichkeit von der psychoanalytischen Lehre. Aber es ist andererseits auch unbestreitbar, daß die Nötigung, mit Psychotherapeuten zusammenzuarbeiten, die anderen psychologischen Theorien und anderen therapeutischen Auffassungen huldigten, vielerlei Anregungen zu geben imstande war. In dem sogenannten Dreierseminar, in dem die Ausbildungskandidaten ihre Fälle vortrugen, saßen regelmäßig Vertreter jeder der drei am Institut wirkenden Schulen, die abwechselnd den Vorsitz führten, aber ständig zu dritt anwesend waren. So konnten die vorgetragenen Fälle von den drei verschiedenen Richtungen her nach ihrem psychologischen Aufbau und der Art ihrer therapeutischen Behandlung ins Auge gefaßt und kritisiert werden.“

Schultz-Hencke war der Überzeugung, in den verflossenen Jahren ein Amalgam, eine verbindliche psychotherapeutische Technik und Theorie geschaffen zu haben. Es überrascht daher nicht, ihn unter den Aktivsten einer Gruppe zu finden, die an der Idee eines gemeinsamen Instituts festhielten und dessen Gründung anstrebten. Dieses Institut konnte auf eine krisen-feste finanzielle Basis gestellt werden: am 1. März 1946 entstand das unter der Leitung von *Kemper* und *Schultz-Hencke* stehende „Institut für psychogene Erkrankungen bei der Versicherungsanstalt Berlin“. Es ist meines Wissens die erste psychotherapeutische Poliklinik, die finanziell von einer halbstaatlichen Organisation, dem Vorläufer der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlins, von der Krankenversicherungsanstalt (KVAB) getragen wurde. Nebenher konstituierte sich der Dozentenausschuß Berliner Psychotherapeuten, der unter der Leitung *Kempers* das Ziel verfolgte, alle psychotherapeutischen Richtungen zu einer gemeinsamen Standesvertretung und zur Ausarbeitung einer Berufs-, Ausbildungs- und Prüfungsordnung zusammenzurufen. Das Prinzip der Vertretung aller Psychotherapeuten durch

eine einzige Institution, nämlich den Dozentenausschuß, wurde zuerst durch das Ausscheiden einer Gruppe von Psychotherapeuten der *Jung*schen Richtung (*Bügler*, *Lemke*) durchbrochen. Da aber andere Psychotherapeuten, die man zur *Jung*schen Schule zählen kann oder die ihr nahe stehen (*Kranefeldt*, *Schirren*) zunächst noch im „Dozentenausschuß“ verblieben, umschloß dieser ebenso Vertreter aller Richtungen wie das aus ihm hervorgegangene, am 9. Mai 1947 gegründete Institut für Psychotherapie. In diesem Institut, dessen Vorstand sich zunächst aus Vertretern verschiedener Richtungen zusammensetzte (*Kranefeldt*, *Müller-Braunschweig*, *Schirren*, *Schultz-Hencke*) wirkten 1948 21 Dozenten, darunter 13 Mitglieder der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft.

Um den weiteren Gang der Dinge zu verstehen, muß man sich in die damalige Zeit zurückversetzen und sich klarmachen, daß die einzige, auf festen Grundlagen stehende psychotherapeutische Institution Berlins das Institut für psychogene Erkrankungen bei der Versicherungsanstalt Berlin war, das nach dem Ausscheiden und der Emigration *Kempers* neo-psychoanalytisch geleitet wurde. Dieses Institut bildete sozusagen die Poliklinik, die den psychotherapeutischen Ausbildungskandidaten mehr geben konnte als praktische Erfahrung. Durch freie Mitarbeit oder in fester Anstellung konnte der in Ausbildung Stehende oder der junge Psychotherapeut in diesem Institut seinen Lebensunterhalt verdienen. Um die volle Tragweite dieses Umstandes würdigen zu können, muß man sich daran erinnern, daß die Berufsaussichten des angehenden Psychotherapeuten in diesen Jahren sicherlich mit zu den schlechtesten innerhalb des ärztlichen Standes gehörten. Für die jüngere Generation, für die Ausbildungskandidaten bestand eine unmittelbare Not vor allem deshalb, weil die meisten Klinikdirektoren noch für lange Zeit wenig Neigung zeigten, einen psychotherapeutisch ausgebildeten Arzt anzustellen oder ihren Assistenten eine solche Ausbildung zu ermöglichen. Die Mitarbeit am neo-psychoanalytisch geleiteten Institut der Versicherungsanstalt Berlin vermittelte beides: äußere Sicherheit und psychotherapeutische Erfahrung. Obwohl beide äußerlich voneinander unabhängig waren, wurde dieses Institut eine Art Poliklinik des Berliner psychotherapeutischen Institutes. Dort konnte der Psychotherapeut für die Behandlung unter Kontrolle geeignete Kranke finden. Die Zahl der Schüler *Schultz-Henckes* wuchs. Eines Tages gab es eine neo-psychoanalytische Gruppe. Wann die Bezeichnung erstmals fiel, konnte ich nicht ausfindig machen. Als *Müller-Braunschweig* am 17. April 1948 einen Bericht über die Geschichte der deutschen psychoanalytischen Gesellschaft von 1936 bis 1947 erstattete, gab es bereits eine neo-analytische und eine alt-analytische Gruppe.

Das „Neue“ übte eine starke Anziehung aus. *Müller-Braunschweig* und eine kleine Gruppe befanden sich in einer wenig beneidenswerten Lage. Die Neo-Psychoanalyse hatte die „Weiterentwicklung“ der Psychoanalyse gegen „Orthodoxie“ zu ihrem Motto gemacht; und *Schultz-Hencke* erhob den Anspruch, ein übergeordnetes Amalgam geschaffen zu haben.

Die Zusammenführung der psychotherapeutischen Richtungen unter einem Dach hatte den äußeren Anstoß zu *Schultz-Henckes* Amalgamierung der Schulen ergeben. Am Deutschen Institut für Psychologische Forschung und Psychotherapie (bis 1945) wurden gemeinsame kasuistische Seminare abgehalten. Bei diesen Dreierseminaren — mit je einem Vertreter der Psychoanalyse, Individualpsychologie und analytischen Psychologie — wurden sicherlich mannigfaltige Unterschiede der Technik, der Theorie und der Terminologie deutlich. *Schultz-Hencke* scheint angenommen zu haben, daß sachliche Differenzen von geringerer Bedeutung seien als Meinungsverschiedenheiten auf Grund terminologischer Unterschiede. Jedenfalls ging er daran, eine „verbindliche“ Neurosenlehre und Terminologie zu schaffen. In der Tat, ist es nicht eine faszinierende Idee, die Sprachverwirrung zwischen den Schulen zu überwinden und eine „Einheitssprache“ zu schaffen? Hat uns nicht die Psychoanalyse gelehrt, wie narzißtisch die eigene Sprache und das eigene Denken besetzt sein können? Sollten Psychoanalytiker also nicht eine oder mehrere psychotherapeutische Fremdsprachen lernen, um ihr Selbst- und Fremdverständnis und damit ihre Toleranz zu erhöhen? In diesem Sinne könnte man auch *Freuds* Bemerkung verstehen, es schade dem psychoanalytischen Ausbildungskandidaten nicht, wenn er noch etwas dazulernen und beispielsweise mit den Ansichten *C. G. Jungs* vertraut werde. Aber es dient sicher weder der speziellen psychoanalytischen Forschung noch einer anzustrebenden umfassenden psychotherapeutischen Theorie, wenn der angehende oder ausgebildete Psychoanalytiker bzw. Psychotherapeut von allem etwas und von nichts etwas Genaues weiß.

Schultz-Hencke glaubte, die psychotherapeutische Einheitssprache geschaffen zu haben, die ihn zum gegebenen Simultandolmetscher zwischen und über den Schulen mache. Durch seine Arbeiten „Über die Archetypen“ (1936) und „Das Unbewußte in seiner mehrfachen Bedeutung“ (1940) hatte sich *Schultz-Hencke* gewisse Voraussetzungen geschaffen, um *Jung* in seine eigene, neo-psychoanalytische Sprache übersetzen zu können. Besonders bei den ersten Psychotherapietagen nach dem Krieg hat *Schultz-Hencke* in seinem Amalgam den entscheidenden Fortschritt der Psychotherapie gesehen (vgl. *Schultz-Hencke* 1949 a, S. 36). Er glaubte, das Gold der Psychoanalyse von allen Verunreinigungen geschieden und mit den brauchbaren Edelmetallen der anderen Richtungen synthetisiert zu haben. Obwohl die

Bestandteile des Amalgams nur sehr ungenau oder falsch angegeben wurden, behauptete *Schultz-Hencke*, durch eine Synthese der wesentlichen Teile der Theorien von *Freud*, *Jung* und *Adler* eine verbindliche wissenschaftliche Grundlage der Psychotherapie geschaffen zu haben. Gewiß hat *Schultz-Hencke* sich nicht damit begnügt, zu sagen, daß er nahezu alles, was er in seiner Neurosenlehre vertrete, „gestohlen“ habe (1951, S. V). Als Psychoanalytiker werde ich mich vor allem im 2. Kapitel damit befassen, was es mit jenen zwei Dritteln der „analytischen Psychotherapie“ *Schultz-Henckes* auf sich hat, die aus *Freudschen* Positionen bestehen soll. Ich möchte jedoch nicht versäumen, wenigstens einen kurzen Blick auf das restliche Drittel zu werfen. Folgt man *Schwidders* Systematik (1959, S. 161) der Neo-Psychoanalyse, so wurden z. B. Begriffe wie Überkompensation und Leitlinie aus der Individualpsychologie *Adlers* sowie ferner *Künkels* „Bequemlichkeit“ und „Riesenansprüche“ in das Amalgam aufgenommen. Genauer betrachtet lassen sich diese Phänomene leicht aus der psychoanalytischen Theorie ableiten, wie *Schultz-Hencke* selbst schon 1928 gezeigt hat. Wie verhält es sich aber mit der Lehre *Jungs*? *Schwidder* hat sich hinsichtlich dieser Komponenten des Amalgams recht vage ausgedrückt, indem er sagte, einige von *Jung* in den Mittelpunkt gestellte Gesichtspunkte seien ebenfalls in die verbindliche Neurosenlehre *Schultz-Henckes* übernommen worden. *Schultz-Hencke* selbst hat vor allem die *Jungsche* Typenlehre neo-psychoanalytisch interpretiert, indem er sie von der Gehemmtheit her gesehen, also aus dem „Hemmungsvorgang“ abgeleitet hat. *W. Hochheimer* hat das „Amalgam“ hinsichtlich seiner Bestandteile aus der Lehre *Jungs* durchleuchtet und gezeigt, daß die Verunreinigung dieses Extraktes groß genug ist, um seine hohe Zerfallsgeschwindigkeit verständlich zu machen. Inzwischen ist es um das Amalgam vermutlich aus zwei Gründen still geworden: Einerseits stellte es keine wirkliche Synthese dar, weil schon der aus den Einzelteilen hergestellte Extrakt unhaltbar war; andererseits wurde es als ein reines Axiom postuliert, das Deduktionen aller möglichen tiefenpsychologischen Erfahrungen erlaube.

Bei dieser Lage der Dinge mußte es *Müller-Braunschweigs* Bestreben sein, die Studenten der Psychoanalyse gründlicher mit *Freuds* Werk bekannt zu machen. Große äußere und innere Belastungen standen bevor. Es ist nicht leicht abzuschätzen, was mehr auf der kleinen Gruppe von Psychoanalytikern um *Müller-Braunschweig* lastete: die typisch neo-psychoanalytische Polemik, daß er den Fortschritt durch Orthodoxie und alt-analytischen Dogmatismus behindere, oder die äußeren Schwierigkeiten, ohne jeden staatlichen oder halbstaatlichen Rückhalt ein unabhängiges Institut aufzubauen. Es kam hinzu, daß die Majorität in der Deutschen Psychoanalytischen

Gesellschaft, deren Vorsitzender *Müller-Braunschweig* war, bei den Neo-psychoanalytikern lag.

Wie lange und wie ernsthaft *Müller-Braunschweig* gehofft hatte, *Schultz-Hencke* davon überzeugen zu können, daß seine Theorie keine Weiterentwicklung der Psychoanalyse darstelle, muß ich offen lassen. Die lokalen Machtverhältnisse und die Überzeugung *Schultz-Henckes*, in seiner Neo-Psychoanalyse eine einzigartige Systematik geschaffen zu haben, dürfte von Anfang an wenig Hoffnung auf einen sachlichen Ausgleich gelassen haben. Wie aus dem unveröffentlichten Protokoll der Generalversammlung der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft vom 17. April 1948 hervorgeht, war *Schultz-Hencke* der Meinung, daß in Amerika die Abwandlungen der Lehre *Freuds* in einer ähnlichen Richtung verliefen wie in seiner Neo-Psychoanalyse. Da Amerika keinen Hitlerismus gehabt habe, so müsse man zu dem Schluß kommen, daß für die wissenschaftliche Entwicklung in Deutschland weniger dieser verantwortlich zu machen sei, als vielmehr eine allgemeine, weitgehend davon unabhängige wissenschaftliche Entwicklungstendenz. In ähnlicher Weise schrieb *Schultz-Hencke* noch 1951, die Tatsache, daß sich die gesamte psychotherapeutische Entwicklung in der anglo-amerikanischen Welt in der gleichen Richtung (nämlich des Amalgams, Ref.) bewege, werde auf Grund der Veröffentlichungen in englischer Sprache zunehmend deutlich (1951, S. IV). Aber schon einige Seiten später (1951, S. 1) vertritt *Schultz-Hencke* die Auffassung, daß auch die neueste Literatur ganz überwiegend ohne verbindliche Theorie sei. Er habe das Empfinden, daß es eine einfache systematische Neurosenlehre noch gar nicht gebe. Die Systematik der neo-psychoanalytischen Neurosenlehre mit ihrer extremen Reduzierung der Psychopathologie auf die Hemmung von fünf bis sechs Antriebsgebieten erreicht in der Tat eine Einfachheit, die es sonst kaum gibt. Aber auf welchen wissenschaftlichen Veröffentlichungen die Behauptung *Schultz-Henckes* beruhen könnte, die gesamte psychotherapeutische Entwicklung der anglo-amerikanischen Welt laufe in einer ähnlichen Richtung, vermag ich nicht zu sagen. *Schultz-Henckes* (1951, S. VI) nicht näher belegter Hinweis, daß *Franz Alexander* zu etwa 90 % dieselben Auffassungen veretrete wie er selbst, dürfte kaum zu jener Behauptung berechtigen. Daß *Schultz-Hencke* gerade an solchen Punkten nicht ins Detail ging, ist um so bedauerlicher, als es wissenschaftlich gesehen unerlässlich ist, die Beziehung neo-psychoanalytischer Richtungen untereinander, wie auch ihre Stellung zur Psychoanalyse zu klären. Das eine hat *Schultz-Hencke* so gut wie ganz versäumt und das andere in einer Art und Weise unternommen, die ich noch genauer im 2. Kapitel beschreiben werde.

Eine entscheidende Wendung, die auch die persönliche Polemik verschärfen sollte, vollzog sich spätestens beim ersten internationalen psychoanalytischen Kongreß nach dem zweiten Weltkrieg im August 1949 in Zürich. *Schultz-Hencke* hielt ein Referat „Über die Entwicklung und Zukunft psychoanalytischer Begriffe“, in welchem er das *Leibnizsche* Postulat, daß jede Wissenschaft in mathematischen Begriffen ausgedrückt werden müßte, als auch für die Psychoanalyse verbindlich erklärte. Einfache empirische Begriffe, wie die Oralität, die notwendig und unerläßlich seien, wurden von metaphorischen, z. B. dem Narzißmus, unterschieden (*Schultz-Hencke*, 1949 c). Offenbar hatte *Müller-Braunschweig* die neo-psychoanalytischen Mitglieder der Gesellschaft nicht davon unterrichtet, daß er seinerseits einen kritischen Vortrag über *Schultz-Henckes* Theorie bei diesem Züricher Kongreß zu halten beabsichtigte, dessen wesentlicher Inhalt — Author's Abstract — neben *Schultz-Henckes* Zusammenfassung im International Journal 1949 (Vol. 30, S. 204) veröffentlicht wurde. Dieses Exposé mit seinen neun Punkten läßt *Müller-Braunschweig* als einen guten Kenner der neo-psychoanalytischen Theorie erkennen.

Die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft, die 1936 unter dem Druck der NS-Regierung aus der Internationalen Vereinigung ausgetreten war, suchte auf diesem Kongreß wieder internationale Anerkennung zu finden, und somit kam den beiden Vorträgen besondere Bedeutung zu. *Schultz-Hencke*, dessen Thema angesichts der Tatsache, daß er seit zehn Jahren nur noch Sporadisches von der außerdeutschen Entwicklung der Psychoanalyse erfahren hatte, recht anspruchsvoll war, wurde durch *Müller-Braunschweigs* Kritik als Vertreter jenes Amalgamierungsprozesses exponiert, dem die Teilnehmer des Kongresses mit Skepsis und Mißtrauen gegenüberstanden. Vielleicht dienten *Schultz-Hencke* und sein Amalgam nebenbei als Auslöser für Erinnerungen an die Liquidation der Psychoanalyse und an die Deutsche Einheitspsychologie des Reichsinstituts. Solche gruppenpsychologisch verständlichen Nebenerscheinungen haben aber weder *Schultz-Hencke* zum Repräsentanten des Amalgams gemacht — das war sein eigenes Werk — noch die sachlichen Erörterungen über die Lage der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft bei der Geschäftssitzung wesentlich beeinflußt, wie man aus den veröffentlichten Protokollen entnehmen kann (Intern. J. Psychoanal. 30 [1949], 186). Die deutschen Teilnehmer waren bei diesem Kongreß aus naheliegenden Gründen besonderen Belastungen ausgesetzt. Ich möchte die Interpretation wagen, daß wegen der Kapitulation vor den Forderungen des Regimes Schuldgefühle bestanden, die eine Gruppenerwartung motivierten, im Sinne der Geschlossenheit zu reagieren. *Böhms* Bericht kann in diesem Sinne als ein einziger großer

Rechtfertigungsversuch verstanden werden. Denn für jedes Nachgeben auf Einschränkungen und Verbote des Regims fand er die eine oder andere Sanktion *Freuds*, so als sei die Verantwortung mit *Freud* geteilt worden und alles mit *Freuds* Einverständnis geschehen. Daß auf diese Weise das eigene Überich durch Externalisierung auf den „Vater“ beschwichtigt wurde, liegt nahe. Um so härter mußte nun ein Teil der Gruppe durch die Kritik des eigenen Vorsitzenden getroffen werden, und so heißt es denn auch in *Böhms* Bericht, *Müller-Braunschweig* habe das erste öffentliche Auftreten der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft nach dem Krieg im Ausland, „bei dem unsere Gruppe im Blickpunkt der Ereignisse lag“, benutzt, um einen polemischen Vortrag gegen *Schultz-Hencke* zu halten. Von Polemik kann, jedenfalls nach Kenntnis der Zusammenfassung von *Müller-Braunschweigs* Referat, keine Rede sein. Aber aus den genannten Gründen wurden von nun an nebensächliche Dinge gegen *Müller-Braunschweig* hochgespielt. In der Sache hätte sich nichts geändert, auch wenn *Müller-Braunschweig* den Inhalt seines Vortrages der neo-psychoanalytischen Gruppe vorher bekanntgegeben hätte. Ähnlich verhält es sich mit dem Vorwurf ungenügenden Zitierens. Vermutlich hat *Müller-Braunschweig* in seinem Vortrag (Zusammenfassung a. a. O.) *Schultz-Henckes* Auffassung über das Unbewußte mit folgendem Zitat wiedergegeben: „Dann war also die Gesamtheit all solcher Schwererinnerlichkeiten das Unbewußte und wiederum dieses Wort so aufs klarste definiert.“ Die erläuternden folgenden Sätze wurden offenbar weggelassen. „Außerdem war durchaus verständlich, warum jene Ereignisse schwer und nicht wie üblich erinnert wurden. Einfach: an Unangenehmes, Konflikthafes, Belastendes, Unverdauliches, Störendes, denkt man nicht.“ (*Schultz-Hencke*, 1940, S. 59.) Der mit der psychoanalytischen Theorie des Unbewußten vertraute Leser wird kaum den Eindruck gewinnen, daß *Schultz-Henckes* Vermischung des deskriptiven mit dem dynamischen Unbewußten durch die Wiedergabe des weiteren Satzes rückgängig gemacht worden wäre. Man könnte sich die „nicht wie üblich zu erinnernden Ereignisse“ als dem dynamischen Unbewußten zugehörig vorstellen, und insofern deutet *Schultz-Hencke* eine Unterteilung an, die der psychoanalytischen Theorie verwandt ist. Der so entscheidende qualitative Unterschied zwischen deskriptivem und dynamischem Unbewußten ist irgendwie impliziert, aber die alles andere als klare Definition — das Unbewußte als die Gesamtheit der Schwererinnerlichkeiten — bringt die qualitativen Verschiedenheiten nicht zum Vorschein.

Die Situation beim ersten Internationalen Psychoanalytischen Kongreß nach dem zweiten Weltkrieg in Zürich 1949 kann also kurz folgender-

maßen beschrieben werden: 1. Die Liquidation der Psychoanalyse und die Vertreibung der jüdischen Psychoanalytiker aus Deutschland und Österreich warfen ihre Schatten auf die Teilnehmer. 2. In den deutschen Mitgliedern waren unbewußte Schuldgefühle aktiv und führten zu drei verschiedenen Erwartungen bzw. Verhaltensweisen: a) Wir konnten nichts verhindern und alles, was von unserer Seite gegenüber den Forderungen des Regimes geschah, hatte jeweils *Freuds* Billigung oder die Zustimmung der Repräsentanten der Internationalen Psychoanalytischen Gesellschaft. Dieses Thema ist der rote Faden des Berichts von *Felix Böhm*. Man kann nicht umhin, hierin einen Rechtfertigungsversuch zu erblicken. b) Die deutschen Teilnehmer sahen sich im Blickpunkt der Ereignisse — wie sich *Böhm* ausdrückte —, und es bestand die verständliche Neigung, dieser Exposition „Geschlossenheit“ entgegenzustellen. c) Es war besonders die neo-psychoanalytische Gruppe, die „Einheit“ erwartete. Diese Gruppe ging mit der Idee zu diesem Kongreß, daß *Schultz-Hencke* die schon vor 1933 vorbereitete Entwicklung der Psychoanalyse inzwischen erfolgreich vorwärts getrieben habe. 3. Dieser Anspruch begegnete der Skepsis der Kongreßteilnehmer, und *Jones*, der damalige Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, formulierte weit verbreitete Bedenken gegen den Stand des theoretischen und praktischen Wissens über die Psychoanalyse im Deutschland des Jahres 1949 bei einer größeren Zahl der 35 Mitglieder der damaligen Gesellschaft. 4. Angesichts der erwarteten Skepsis von außen wurde die wissenschaftliche Kritik durch den eigenen Vorsitzenden besonders schmerzlich empfunden. Nur so ist es zu verstehen, daß das kaum ins Gewicht fallende Auslassen *Müller-Braunschweigs* eines Nachsatzes in einem Zitat *Schultz-Henckes* über das Unbewußte so hochgespielt wurde. 5. Durch *Müller-Braunschweigs* und *Schultz-Henckes* Vorträge wurde die Zukunft der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft auf nationaler und internationaler Ebene ganz entschieden beeinflußt. Die psychoanalytische Welt sah in *Müller-Braunschweig* den Repräsentanten der Psychoanalyse in Deutschland. Durch sein Referat hatte er gezeigt, daß wesentliche Teile der Psychoanalyse in *Schultz-Henckes* Amalgam fehlten, unvorteilhaft modifiziert oder unkenntlich gemacht wurden. Eine kleine Gruppe deutscher Psychoanalytiker teilte *Müller-Braunschweigs* Auffassung, während ihm eine stärkere Opposition Orthodoxie unterstellte.

Vielleicht hat *Müller-Braunschweig* gehofft, daß sein Referat eine Klärung sowohl auf nationaler als auf internationaler Ebene herbeiführen würde. Zu seiner Enttäuschung (Intern. J. Psychoanal. 30 [1949], 186) wurde die „Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft“ aber nur vorläufig in die Internationale Vereinigung aufgenommen. Die Vorbehalte richteten sich vor

allem gegen eine unklare Amalgamierung, deren Exponent *Schultz-Hencke* und das Berliner Institut für Psychotherapie war. Wiederum waren persönliche, institutionelle und sachliche Faktoren miteinander vermischt. Eine Lösung des Problems auf persönlicher Ebene scheiterte: *Müller-Braunschweig* bemühte sich vergebens, *Schultz-Hencke* im Anschluß an den Züricher Kongreß zum Austreten aus der „Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft“ zu bewegen. Doppelt empfindlich machte sich in dieser Situation das Fehlen eines psychoanalytischen Ausbildungsinstituts bemerkbar. Die meisten Mitglieder der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft zweifelten an der Lebensfähigkeit eines unabhängigen psychoanalytischen Instituts. In diesem Dilemma bereiteten *Müller-Braunschweig* und andere Psychoanalytiker die Gründung des Berliner Psychoanalytischen Instituts vor. Die Majorität der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft, deren Vorsitzender *Müller-Braunschweig* seit ihrer Neugründung im Jahre 1945 war, stellte sich diesem Plan, der den Mitgliedern in einem Rundschreiben am 11. September 1950 mitgeteilt wurde, entgegen. Damit hatte *Müller-Braunschweig* gerechnet und deshalb gleichzeitig die Gründung einer neuen „Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung“ in die Wege geleitet. Die damalige Lage war so paradox, daß diejenigen Psychoanalytiker, die sich für die Psychoanalyse und gegen die Neo-Psychoanalyse aussprachen, aus der Psychoanalytischen Gesellschaft austreten mußten. *Müller-Braunschweigs* Vorgehen, als Vorsitzender die Auflösung der eigenen Gesellschaft zu betreiben, bzw. eine Neugründung anzustreben, wurde anläßlich einer Geschäftssitzung am 6. Oktober 1950 und in einer Generalversammlung am 3. Dezember 1950 kritisiert. *Müller-Braunschweig* hat die Sache der Psychoanalyse höher gestellt als den Bestand der Gesellschaft, aber die meisten Mitglieder der Deutschen psychoanalytischen Gesellschaft hatten dafür wenig Verständnis.

Tatsächlich brachte die am 20. September 1950 rechtskräftig gewordene Gründung der „Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung“ und des „Berliner Psychoanalytischen Instituts“ zunächst nur den ideellen Gewinn: Die internationale Anerkennung, die beim nächsten psychoanalytischen Kongreß in Amsterdam (1951) dieser Vereinigung zugesprochen wurde (Intern. J. Psychoanal. 33 [1952], 253). Alle materiellen Vorteile lagen auf Grund der beschriebenen engen Beziehungen zwischen dem Berliner Psychotherapeutischen Institut und dem Zentralinstitut für psychogene Erkrankungen bei der Versicherungsanstalt Berlin auf seiten der neo-psychoanalytischen Gruppe. Die Schlüsselstellung dieser Institutionen wird z. B. auch durch ein Rundschreiben des damaligen Vorsitzenden des Berliner Instituts für Psychotherapie, *F. Baumeier*, beleuchtet, der die Lebensfähigkeit eines unab-

hängigen psychoanalytischen Instituts bezweifelte. Das Schicksal einer vom Berliner Institut für Psychotherapie unabhängigen *Jung*-Instituts konnte als abschreckendes Beispiel gegen alle Selbstständigkeitsbestrebungen hingestellt werden. Eine Spaltung würde außerdem Aufsehen erregen, und die neo-psychoanalytische Gruppe beschuldigte *Müller-Braunschweig*, daß er die Psychoanalyse durch sein Vorgehen schwäche. Man muß den hohen Mut und Opferwillen der neun Gründungsmitglieder⁵ der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung bewundern, die allen äußeren und inneren Belastungen zum Trotz ihre Vereinigung und ein unabhängiges Institut gegründet und erhalten haben. Ihr Schritt führte zwar zur *institutionellen* Spaltung und einer *äußeren*, noch heute nachwirkenden Schwächung der Psychoanalyse in Deutschland. Dieser Preis mußte bezahlt werden, um den *inneren* Grundpfeilern der psychoanalytischen Theorie, durch die politischen Ereignisse verschüttet und durch *Schultz-Hencke* nur in entstellter Form erhalten, ihre ursprüngliche Form wiederzugeben und die jüngere deutsche Generation von Psychotherapeuten damit bekannt zu machen. Die ungünstigen Prognosen erfüllten sich nicht. Das Berliner psychoanalytische Institut wirkte als Katalysator, der einen vielfältigen Prozeß in Gang brachte. Ganz abgesehen von der Ausbildung von Psychoanalytikern in Berlin selbst wurde von dort her der Aufbau psychoanalytischer Institute in Westdeutschland gefördert oder überhaupt ermöglicht. Diese Wirkung ist allein der anziehenden Kraft der in der Psychoanalyse liegenden Wahrheitsgehalte zuzuschreiben; denn das Berliner Psychoanalytische Institut arbeitete auf rein privater Ebene, ohne alle finanzielle Unterstützung.

In jenen Jahren wurde die Psychoanalyse von deutschen Psychiatern praktisch mit *Schultz-Hencke* identifiziert. So gab ein weiteres Buch *Schultz-Henckes* — das „Problem der Schizophrenie“ (1952) — Anlaß, die neo-psychoanalytische Erklärung, die Schizophrenie sei eine Neurosenvariante, gegen die Psychoanalyse zu kehren.

Schultz-Hencke starb kurz nach dieser Veröffentlichung. Um zu verstehen, mit welchem Erbe sich seine Schüler auseinandersetzen mußten und welche Konsequenzen sich aus dem zunehmenden internationalen Kontakt für die gesamte jüngere Generation deutscher Psychotherapeuten ergaben, werde ich im nächsten Kapitel einen systematischen Vergleich anstellen.

(Kap. II und III sowie Bibliographie im nächsten Heft.)

(Anschrift d. Verf.: Priv.Do. Dr. H. Thomä, Psychosomatische Univ.-Klinik, Heidelberg, Voßstr. 2)

⁵ Frau Dräger, Dr. Fuhge, Dr. Kath, Dr. March, Dr. Müller-Braunschweig, Frau Ada Müller-Braunschweig, Dr. Scheunert, Frau Steinbach, Frau Werner.